

# SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND  
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JAN.-MÄRZ 1981  
HEFT 1**

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

32. Jahrgang Heft 1

Januar – März 1981

Herausgegeben vom

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 7,- (zuzüglich Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01  
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308  
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 223243.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des J. F. Steinkopf Verlages GmbH, Stuttgart, bei.

## Inhalt

WILLY LEYGRAF

Zur Sache ..... 1

MARTIN BLÜMCKE

Bäuerliche Freilichtmuseen

Ein Tagungsbericht ..... 2

Peter Haag-Preis 1980 ..... 10

OLAF SCHWENCKE

Die gesellschaftspolitische Aufgabe  
der Denkmalpflege ..... 15

DIETMAR BÖHRINGER

Die Pfullinger Gipsmühle ..... 22

WOLFGANG IRTENKAUF

Wanderungen in die Vergangenheit (5):

Judenfriedhof Aufhausen ..... 30

WILLI K. BIRN

Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz  
Baden-Württemberg ..... 32

WILLI A. BOELCKE

Kornwestheim:

Rekonstruktion eines mittelalterlichen Dorfes . 40

ERNST SCHÄLL

Friedrich Adler (1878–1942)

Ein Künstler aus Laupheim ..... 46

Leserforum ..... 62

Buchbesprechungen ..... 63

sh aktuell ..... 70

Veranstaltungen und Studienfahrten ..... 79



## Willy Leygraf: Zur Sache

Wenn eine Dichtergesellschaft und ein Dichter-Nationalmuseum – der Name tut nichts zur Sache – einladen zur Feier der *Wiederkehr des 100. Geburtstags* eines Literaturprofessors, der vor Jahren ihnen vorgestanden hat, dann ist das nicht etwa eine Sprachschluderei, sondern eben ein ganz besonderer Feiertag: nicht schlicht der 100. Geburtstag, auch nicht die 100. Wiederkehr des Geburtstags (des ersten also – aber den gab's ja auch nur einmal, der kehrt nicht wieder), sondern eben die *Wiederkehr des 100. Geburtstags!* Unterschrieben haben es ein Doktor und ein Professor – und das ist genauso verbindlich, wie wenn's im Duden steht!

Aber im Duden steht viel und nicht immer nur Einleuchtendes. So auch, daß man bei Straßen- und anderen Bezeichnungen nach Eigennamen immer schön alles mit Bindestrichen zusammenkitten muß: Hermann-Hesse-Straße, Joseph-Hasenbühler-Staffel. Steht im Duden. Aber Erich Kästner war da – wie manch anderer auch – anderer Meinung: sein Name (Vor- und Zuname) habe immer ohne Bindestrich zusammengehalten. Deshalb haben seine Erben sich unlängst gegen eine Erich-Kästner-Schule (mit zwei Bindestrichen) mit Hilfe der Gerichte gewehrt – und Recht bekommen. Es gibt also noch ein paar Leute, die nicht jede Schreib-, Sprach- und Gedankenschluderei mitmachen – und wenn sie auch im Duden steht oder von Professoren abgesegnet wird. Und diese paar Leute, die bleiben bei dem, was (sprach-)vernünftig ist, auch wenn die Duden- oder Professorenautorität oder die Mehrheit anders entscheidet: Diese paar Leute sagen weiterhin *auf der Filder* und nicht *auf den Fildern*.

Aber diese paar Leute werden wohl auf die Dauer klein beigegeben müssen – wie so oft. Und sie werden – um auf die Anniversarien zurückzukommen – auch dieses Jahr 1981 irgendwann zähneknirschend als das zweite des achten Jahrzehnts hinnehmen, obwohl es doch tatsächlich das erste ist! Und was erst werden sie tun, wenn es demnächst um den Jahrhundert- und Jahrtausend-Wechsel geht –?! Sicher knallen die Böller am 1. 1. 2000, als ob die den Anfang der Zeitrechnung bestimmende Geburt Christi in einem Jahre Null stattgefunden hätte –. So, als ob nicht erst das zehnte Jahr ein Jahrzehnt, das Hundertste ein Jahrhundert, das Tausendste ein Jahrtausend beschließt. Beschließt! Und nicht eröffnet! Doch: für das zwar nicht Richtige aber Übliche wird es gewiß ebenso Autoritäten geben wie für die *Wiederkehr des 100. Geburtstags!*

### Das Titelbild

zeigt die Hueb, einen Einzelhof aus der Gegend von Zollenreute im Landkreis Ravensburg. Dieses historische Foto aus dem Archiv des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES soll einer Serie von Beiträgen voranstehen, die sich in diesem und in den nächsten Hefen – direkt oder indirekt – mit dem Thema «Freilichtmuseum Baden-Württemberg» beschäftigen. Die Hueb wurde gerade deshalb gewählt, weil sie in manchem ein Sinnbild ist für Probleme der Freilichtmuseen in Baden-Württemberg: 1966 drückte die Last des Schnees ihr Dach ein – erst 1980/81 kommt es zum «Wiederaufbau» im Freilichtmuseum Kürnbach –; das Haus aus dem Kreis Ravensburg im Kreis Biberach – und so fort.

# Bäuerliche Freilichtmuseen

## Ein Tagungsbericht

Martin Blümcke

*Im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg, zu denen im vergangenen Jahr nach Offenburg eingeladen war, haben verschiedene Fachtagungen stattgefunden. Da es von Offenburg nach Gutach mit dem Vogtsbauernhof nicht weit ist und da die zweijährige Vorgabe des Ministerates von Baden-Württemberg zugunsten des Ausbaus der regionalen Freilichtmuseen abgelaufen ist, war es nur sinnvoll, für den 11. September 1980 zu einem Symposium über «Stand und Planung der bäuerlichen Freilichtmuseen in Südwestdeutschland» in den Gengenbacher Ortsteil Fußbach einzuladen. Mehr als 50 Interessierte aus dem ganzen Land sind dieser Einladung gefolgt, haben am Vormittag die Referate im Gemeinschaftshaus des Kreispflegeheims angehört und diskutiert und haben am Nachmittag den Vogtsbauernhof angeschaut, den der Ortenaukreis trägt. Mit fast 550 000 Besuchern hat dieses Ensemble alter Schwarzwaldhäuser im letzten Jahr wieder einen neuen Rekord zu verzeichnen.*

*Dieser Bericht folgt dem Tagungsablauf, den schriftlich vorliegenden Referaten, an die sich eine lebhafte Diskussion angeschlossen hat.*

*«Die Zukunft der bäuerlichen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg» lautete der Titel der Grundsatzrede von Staatssekretär NORBERT SCHNEIDER:*

Anfang der sechziger Jahre kam es durch den unermüdlichen Einsatz von Studienprofessor Hermann Schilli zu einem vielbeachteten Beginn mit dem Vogtsbauernhof in Gutach, der mittlerweile zum «Star» unter den bundesdeutschen Freilichtmuseen aufstieg. Ein zweiter Start wurde dann 1965 in Kürnbach gemacht, wo das altoberschwäbische Bauernhaus in seiner ursprünglichen Form seinen Platz gefunden hat. Nach schwierigem Beginn ist jetzt ein sehr erfreulicher Ausbaustand zu verzeichnen, wovon ich mich erst kürzlich selbst überzeugen konnte. 1972 wurde dann mit der Einrichtung des Hohenloher Bauernmuseums in Schönenberg bei Schwäbisch Hall das Fundament für ein regionales Freilandmuseum für den Hohenloher Raum gelegt. Heute hat das Hohenloher Museum bei Wackershofen ebenfalls schon sehr gute Fortschritte gemacht. 1976 kam es schließlich zur Gründung des Bauernmuseums in Wolfegg. Hier hat sich eine gute Kooperation mit dem benachbarten Kürnbach entwickelt, mit dem es zu einer sinnvollen Abgrenzung für den oberschwäbischen Einzugsbereich kam. Auch in Wolfegg ist man zwischenzeitlich erheblich vorangekommen. Soweit zur Vergangenheit.

Wir sehen, daß neben dem praktisch mehr oder we-

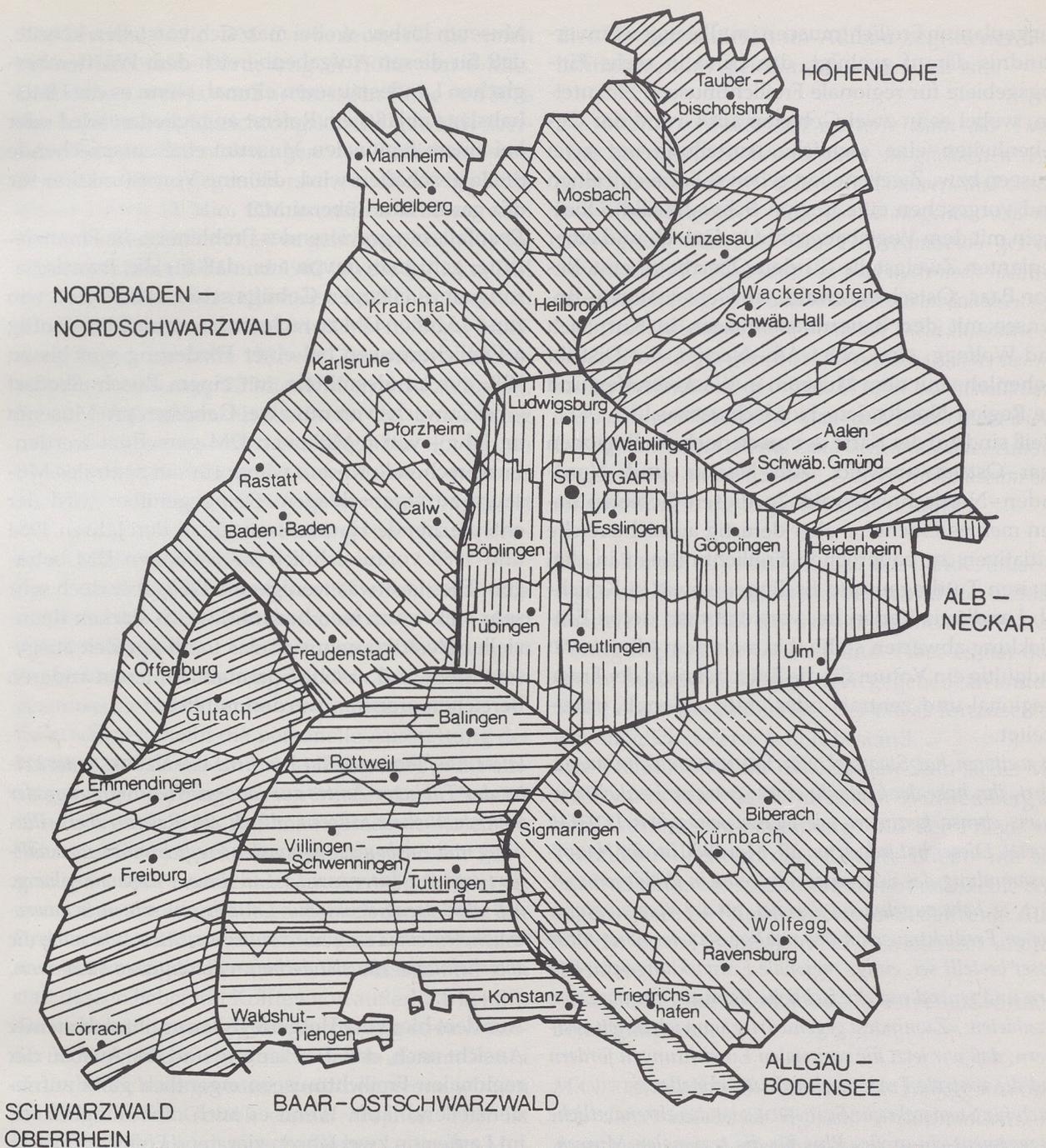
niger bereits voll ausgebauten Vogtsbauernhof sich in Wackershofen, Kürnbach und Wolfegg bereits im einzelnen unterschiedliche, insgesamt aber doch schon gut entwickelte bäuerliche Freilichtmuseen herangebildet haben.

Lassen Sie mich in der Chronik der bäuerlichen Freilichtmuseen nun zu einem sehr bedeutenden Ereignis kommen. Zwar war der Gedanke des Freilichtmuseums schon seit den sechziger Jahren im damaligen Kultusministerium aktenkundig, die politische Ebene wurde aber erstmals wohl mit dem Ministeratsbeschuß vom 8. August und 12. September 1978 berührt.

Mit Beschluß vom 8. August 1978, der noch heute rechtliche Grundlage des Ausbaus der bäuerlichen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg ist, nahm der Ministerrat von dem vom damaligen Kultusministerium vorgelegten Zweistufenplan für die Entwicklung von Freilichtmuseen im Lande Kenntnis und stimmte der Förderung der vorhandenen Freilichtmuseen in nichtstaatlicher Trägerschaft zu, wobei damals von den Freilichtmuseen Vogtsbauernhof, Kürnbach, Wolfegg und Untermünkheim-Schönenberg in Hohenlohe ausgegangen wurde. Gleichzeitig wurde damals festgehalten, daß sich, wenn sich in einem bisher noch nicht abgedeckten Bereich (z. B. im Regierungsbezirk Karlsruhe) eine Initiative für ein regionales Freilichtmuseum bilden sollte, dieses ebenfalls in die Förderung einbezogen werden kann.

Im übrigen – und das ist hier und heute von besonderem Interesse – behielt sich der Ministerrat die Entscheidung zu der vom Kultusministerium als zweite Stufe vorgeschlagenen zusätzlichen Errichtung eines zentralen Freilichtmuseums vor und sah eine Beschlußfassung hierüber in etwa zwei Jahren vor, wobei die bis dahin gewonnenen Erfahrungen insbesondere hinsichtlich des Ausbaus der regionalen Freilichtmuseen einbezogen werden sollen.

Mit Kabinettsbeschuß vom 12. September 1978 wurde dann unter anderem der Bereich der Freilichtmuseen zum Geschäftsbereich des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst deklariert und dieses beauftragt, die vom Ministerrat beschlossene Konzeption für den Ausbau und die Förderung regionaler Freilichtmuseen in einer ersten Stufe zu verwirklichen und über die Frage der zusätzlichen Einrichtung eines zentralen Freilichtmuseums nach Auswertung der Erfahrungen mit dem Ausbau der regionalen Freilichtmuseen zu berichten. Das Mini-



Die Karte Baden-Württembergs mit der pauschalen Aufteilung in sechs Hauslandschaften

sterium für Wissenschaft und Kunst wird daher noch in diesem Jahr dem Ministerrat einen entsprechenden Erfahrungsbericht unterbreiten.

Um das Ergebnis vorwegzunehmen, möchte ich schon heute erklären, daß das Ministerium in diesem Bericht vorschlagen wird, die Entscheidung über die Errichtung eines zentralen Freilichtmuseums zunächst noch um etwa zwei Jahre zu vertagen. Nun bin ich der Meinung, daß man diese Entscheidung nicht immer vor sich herschieben kann, zumal der Schulstreit, der sich um diese Frage entzündet hat, nicht gerade erfreulich ist und manchmal das gemeinsame Interesse, die optimale

Erhaltung der bäuerlichen Kultur, zu überschatten droht. Ich glaube aber, daß eine begrenzte Vertagung dieser wichtigen Frage angebracht ist, weil wir real, wenn wir von den vorhandenen Museen ausgehen, nicht wesentlich weiter sind als zur Zeit des Ministerratsbeschlusses vor zwei Jahren. Zwar ist in den vier bestehenden Museen viel geschehen, aber die weiße Fläche auf der Karte der bäuerlichen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg ist noch unverändert.

Wie Sie wissen werden, hat man sich 1979 in mehreren Besprechungen mit Fachwissenschaftlern und den Trägern der bestehenden und den Initiatoren

der geplanten Freilichtmuseen im allseitigen Einverständnis darauf geeinigt, das Land in sechs Einzugsgebiete für regionale Freilichtmuseen einzuteilen, wobei es in zwei Gebieten auf Grund der Gegebenheiten eine sachliche Aufteilung auf zwei Museen bzw. Zweigstellen geben soll. Im einzelnen sind vorgesehen eine Region Schwarzwald–Oberrhein mit dem Vogtsbauernhof in Gutach und einer geplanten Zweigstelle für den Oberrhein, eine Region Baar–Ostschwarzwald, ein Gebiet Allgäu–Bodensee mit den Bauernhausmuseen in Kürnbach und Wolfegg, ein Gebiet Alb–Neckar, der Distrikt Hohenlohe mit dem Museum in Wackershofen und die Region Nordbaden–Nordschwarzwald.

Weiß sind auf der Karte demnach noch die Regionen Baar–Ostschwarzwald, Alb–Neckar und Nordbaden–Nordschwarzwald. In diesen Gebieten liegen meines Erachtens aber derartig aussichtsreiche Initiativen zu bäuerlichen Freilichtmuseen in den Kreisen Tuttlingen und Esslingen sowie in Kraichtal, Landkreis Karlsruhe, vor, daß man deren Entwicklung abwarten sollte, bis man dem Ministerrat endgültig ein Votum für die Entscheidung der Frage «regional und zentral» oder «nur regional» unterbreitet.

*Im weiteren hat Staatssekretär SCHNEIDER dann ausgeführt, ihn habe der Gedanke eines zentralen Freilichtmuseums ebenso fasziniert wie Ministerpräsident LOTHAR SPATH. Dieser hat jedoch am 18. Mai 1980 bei der Hauptversammlung des Schwarzwaldvereins in Waldbronn erklärt, er habe zunehmend Zweifel, ob der Weg zu einem großen Freilichtmuseum der richtige sei oder ob es nicht besser bestellt sei, einige regionale Entwicklungen zu fördern und zentral nur die fachliche Beratung für die Laien anzubieten: «Zumindest gegenwärtig kann ich Ihnen zusichern, daß wir jetzt die regionalen Einrichtungen fördern und die zentrale Frage nochmal zurückstellen.»*

*Auch für Staatssekretär SCHNEIDER ist das ehrenamtliche Engagement ein großes Plus für die regionalen Museen. Doch wie steht es um deren Betreuung?*

Was die wissenschaftliche Betreuung angeht, sieht es zur Zeit noch etwas differenzierter aus. Es stehen und standen für den Museumsaufbau mit Professor Schilli in Gutach, mit Professor Schmid in Kürnbach und mit Dr. Mehl in Wackershofen erstrangige Fachleute zur Verfügung, und auch aus Wolfegg ist zu hören, daß dort der Landkreis in Kürze eine entsprechende Stelle zur Verfügung stellen wird. Andererseits konnte eine intensive landesweite fachwissenschaftliche Koordination und Unterstützung durch die überlastete Landesstelle für Museumsbetreuung trotz des großen Einsatzes von Herrn Dr. Neuffer wohl noch nicht ganz optimal erfolgen, aber auch dieses Problem erscheint ohne zentrales

Museum lösbar, wobei man sich vorstellen könnte, daß für diesen Aufgabenbereich dem Württembergischen Landesmuseum einmal, wenn es die Haushaltslage zuläßt, ein Referat angegliedert wird oder bei einem regionalen Museum eine entsprechende Stelle geschaffen wird, die eine Vorortfunktion für das ganze Land übernimmt . . .

Ebenfalls ein gravierendes Problem ist die Finanzierung; geht man davon aus, daß für die Translozierung eines einzigen Gehöfts schon mit Kosten von rund 1 Million DM zu rechnen ist, so muß bei künftig 6 Freilichtmuseen bei einer Förderung von bis zu 50% aus Landesmitteln mit einem Zuschußbedarf – bei Zuwachs von nur zwei Gehöften pro Museum im Jahr – von 6 Millionen DM gerechnet werden. Entsprechende Kosten wären für ein zentrales Museum zu veranschlagen. Demgegenüber wird der entsprechende Haushaltsansatz in den Jahren 1981 und 1982 voraussichtlich 3,7 Millionen DM betragen. Dies ist etwas weniger als 1980, aber doch sehr sehr viel, wenn man bedenkt, welch starken finanziellen Restriktionen sich das Land zur Zeit ausgesetzt sieht und welche Sparmaßnahmen in anderen Bereichen ergriffen werden mußten.

*Diese Ausführungen hat DR. EDUARD NEUFFER, der Leiter des Tübinger Amtes zur landesweiten Betreuung der nichtstaatlichen Museen, durch ein Referat über «Planung und Ausbau der regionalen Freilichtmuseen» detailliert ergänzt. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß man daran denkt, für Gutach mit seinen Schwarzwaldhöfen ein Zweigmuseum zu errichten, um auch die oberrheinische Hauslandschaft repräsentieren zu können.*

Aus dem hier kurz Vorgetragenen ergibt sich meiner Ansicht nach, daß die Planung und der Ausbau der regionalen Freilichtmuseen eigentlich ganz zufriedenstellend läuft. Wenn es auch nicht möglich ist, im Laufe von zwei Jahren vier neue Freilichtmuseen soweit einzurichten, daß sie bereits betriebsfertig sind, so liegt das daran, daß ein Museum generell einer sehr sorgfältigen Planung bedarf, was bedeutet, daß Zeit notwendig ist. Sechs regionale Freilichtmuseen sollen in ihrer Gesamtheit die Funktion eines Landesfreilichtmuseums übernehmen. Dies bedeutet, daß wir es hier mit einem Finanzvolumen in der Größenordnung von gut 150 Mio. DM zu tun haben, wenn diese Summe überhaupt ausreicht . . . Als der Ministerrat den Beschluß der Förderung der regionalen Freilichtmuseen faßte, war er sich durchaus im klaren darüber, daß dies nicht nur fachlich, sondern vor allem auch finanziell zu geschehen habe. So hat das Land für das Jahr 1979 zunächst einmal 1,7 Mio. DM zur Verfügung gestellt, im Jahre

1980 bereits 4,3 Mio. DM. Das bedeutet für die ersten beiden Jahre eine Förderung in Höhe von 6 Mio. DM, denen, weil ja nur Zuschüsse in Höhe von 50% der anfallenden Einrichtungskosten gewährt werden können, Eigenleistungen der Freilichtmuseen in gleicher Höhe gegenüberstehen, so daß bis Ende dieses Jahres 12 Mio. DM investiert sein werden. Trotz der Restriktionen ist es gelungen, auch für die folgenden Jahre 1981 und 1982 jeweils 3,7 Mio. DM für den Ausbau der regionalen Freilichtmuseen in Aussicht zu stellen, so daß wir die berechtigte Hoffnung hegen, bis Ende 1982 ein Gesamtinvestitionsvolumen von knapp 27 Mio. DM erreicht zu haben. Da die Schätzungen für die Dauer der Einrichtung eines Freilichtmuseums bei ungefähr 10 Jahren liegen, weil pro Jahr und Museum kaum mehr als 2 Objekte auf einmal errichtet werden können, ist dies, so meine ich, für den Anfang eine recht erfreuliche Ausgangssituation.

Die Verteilung der Landesmittel erfolgt über die Landesstelle für Museumsbetreuung, die dem Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart angeschlossen ist und eng mit dem Badischen Landesmuseum in Karlsruhe zusammenarbeitet.

Zu erwähnen bleibt die personelle Ausstattung der Museen, auf deren eminente Bedeutung nicht eindringlich genug hingewiesen werden kann. So verständlich es auch ist, daß man gerade in der ersten Phase der Planung und des Aufbaues, die sehr kostspielig ist, sparen möchte, so unverständlich ist es, wenn man damit gerade an der falschen Stelle anfängt und dem Museum seinen ihm zukommenden und notwendigen Personalstand versagt und sich statt dessen lieber mit Kräften von außerhalb behilft, die nicht kontinuierlich zur Verfügung stehen. Leider kann ich nun Schwäbisch Hall in diesem Punkt als vorbildlich ausgestattet erwähnen, wenn wir von dem Sonderfall Gutach einmal absehen. Hier ist Herr Dr. Mehl als wissenschaftlicher Leiter des Museums berufen worden, und er kann auf einen beachtlichen Mitarbeiterstab zurückgreifen, der ihm nicht nur sporadisch zur Verfügung steht, sondern nur für die Belange des Freilichtmuseums Wackershofen zusammengestellt worden ist. So hat er auf der einen Seite einen ständigen Bautrupp zur Verfügung, der aus einem Bautechniker, 2 Zimmerleuten, 2 Maurern, 2 Bauhelfern und einem Lastwagenfahrer besteht, der zugleich den Kran bedienen kann. Auf der anderen Seite hat er einen Verwaltungsangestellten, eine Sekretärin und einen Depotleiter zur Verfügung. Es ist zu begrüßen, daß der Verein Hohenloher Freilandmuseum und die Stadt Schwäbisch Hall das Problem erkannt und konsequent gelöst haben. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob

dies bei den anderen im Aufbau begriffenen Freilichtmuseen im gleichen Maße der Fall ist.

*DR. MICHAEL MACHLEIDT* erörterte dann das Thema «Das Technische Landesmuseum – Möglichkeiten regionaler Zusammenarbeit im Bereich Handwerk und Gewerbe». Man könne noch nicht davon ausgehen, daß man schon genau wisse, wie das Technikmuseum gestaltet werden solle. Folglich könne es jetzt auch noch nicht um die «Bestimmung von Zusammenarbeitsmodalitäten» gehen. Das Hauptaugenmerk werde vor allem auf solche Arten des Handwerks gerichtet, die typische Kinder der modernen Technik sind, wie zum Beispiel das Installations- oder das Elektrohandwerk. Man wolle jedoch nicht wie ein Riesenstaubsauger durchs Land ziehen und alles Ausstellungswürdige an sich ziehen. Das Technikmuseum solle vielmehr helfen, die Regionalität zu bestärken.

Das soll nicht so aussehen, daß das Landesmuseum regionale Projekte selbst erarbeitet und von Geldern finanziert, die ihm für seinen eigenen Zweck zur Verfügung gestellt worden sind. Aber es hat doch Ideen, Initiativen, Anregungen gegeben, an anderer Stelle etwas zu etablieren oder etwas fortzusetzen, was möglicherweise schon bestand.

Das Technikmuseum hätte seinen Sinn sicher verfehlt, wenn es für das Land Baden-Württemberg auf dem Gebiete der Sammlung und der Pflege von Technikurgütern den «Louvre-Effekt» mit sich brächte: ein großes Zentralmuseum und keine sonstigen musealen Pflegestätten von Bedeutung. Auch hier ist zuviel Zentraleinfluß hemmender als fördernder.

Auch hier fordert Demokratie selbstverantwortliche Beteiligung vieler.

*MANFRED KONNES*, Bürgermeister in Wolfegg und Sprecher des Arbeitskreises regionale Freilichtmuseen, hat dann noch einmal alle Argumente hervorgehoben, die nach seiner Ansicht allein für die regionale Lösung sprechen: ehrenamtliches Engagement, denn in der Region seien die Interessierten eher zu motivieren und zu binden, sowie der geringe Flächenbedarf. Nur die dezentrale Lösung schaffe und erreiche Verständnis und Bereitschaft zur Erhaltung des ländlichen Kulturgutes! Weitere Stichworte dieser Argumentation sind die Übereinstimmung von Objekt und angestammter Landschaft, die Überschaubarkeit und die Finanzierbarkeit regionaler Museen. Für ihn sei es keine Frage, daß die Regionalen eine wissenschaftliche Betreuung brauchen, daß sie einen bescheidenen Stand an Mitarbeitern haben müssen. Dies bedeute aber seines Erachtens nicht, daß sich die Wissenschaft auf Landesebene eines zentralen Museums bedienen müsse.

«Regional oder zentral?» unter diesem Titel machte PROFESSOR DR. HERMANN BAUSINGER (Tübingen) kritische Anmerkungen zur Museumslandschaft, Anmerkungen und Überlegungen, die letzten Endes diesem Symposium seine entscheidende Wendung gegeben haben:

### 1. Versuch einer typologischen Gegenüberstellung

«Regional» und «zentral» sind relative Begriffe. Die Reichweite läßt sich nach beiden Seiten verschieben. Die bestehenden Freilichtmuseen in Baden-Württemberg könnten mit guten Gründen auch als «lokale» bezeichnet werden (ich komme darauf zurück); andererseits könnte ein übergreifendes baden-württembergisches Freilichtmuseum der südwestdeutschen Region zugeordnet werden. Umgekehrt, auf den Begriff «zentral» bezogen: Das geplante Neckar-Alb-Museum im Kreis Esslingen nimmt in gewisser Weise zentrale Funktionen wahr, zumal im Blick auf die dort vorhandenen buntgemischten, weit in andere Regionen ausstrahlenden Hauslandschaften. Jedenfalls – dies muß im Blick auf die emotional geführten Diskussionen vorweg gesagt werden – bedeutet zentral nicht, daß im Umkreis des Stuttgarter Staatsministeriums ein Prunkpark errichtet werden soll, vergleichbar den barocken Lustgärten mit rustikaler oder schäferlicher Kulisse wie in Hohenheim.

Trotz dieser Unschärfe scheint es mir richtig, mit den Begriffen «regional» und «zentral» zu operieren und mit ihrer Hilfe eine typologische Gegenüberstellung zu versuchen. Die Debatte um die Freilichtmuseen leidet seit einiger Zeit vor allem darunter, daß die Verfechter der regionalen Lösung fast immer von dem ihnen am Herzen liegenden Einzelfall ausgehen, obwohl die Voraussetzungen und Konzeptionen in den einzelnen Regionalmuseen sehr verschieden sind. Natürlich stehen auch bei mir konkrete Beobachtungen und Vorstellungen im Hintergrund; aber ich denke beim Stichwort «regional» doch nicht nur an eines der Museen, und ich versuche gewissermaßen prinzipiell zu überlegen, worin die Unterschiede zwischen einer regionalen und zentralen, einer engeren und einer weiteren Konzeption bestehen.

Ich arbeite dabei Gegensätze heraus, die als tendenzielle verstanden werden sollten: In der konkreten Museumslandschaft treten sie einmal mehr, einmal weniger deutlich zutage, und selbstverständlich kann es Einzelfälle geben, in denen sich die entgegengesetzte Tendenz durchsetzt. Schließlich: zwischen den gegensätzlichen Charakteristika läuft keine starre Trennlinie, und schon gar keine Trennlinie zwischen Gut und Böse.

Tabellarisch stellen sich die tendenziellen Gegensätze folgendermaßen dar:

Regional	—	Zentral
Echtheitsanspruch	—	Modell
repräsentativ	—	exemplarisch
überschaubar	—	(zu) groß
wenig gegliederte Einheit	—	gegliederte Vielfalt
Identifikation	—	Distanz
Engagement	—	Betrachtung
örtliche Betreuung	—	Professionalisierung
Einvernehmen und Vereinnahmung	—	Belehrung und Herausforderung
Erinnerungswert	—	Lernerfolg
Folklorismuseffekt	—	historische Zuordnung
schön, pittoresk	—	typisch
Inszenierungstendenz	—	Neutralität

Zur Erläuterung der Stichwörter müssen, obwohl sie oft in sehr schwierige Zusammenhänge hineinführen, einige wenige Andeutungen genügen:

Die erste Gruppe von Stichwörtern betrifft die Frage der Echtheit und der Repräsentanz. Der Echtheitsanspruch ist – ob dies nun explizit formuliert wird oder nicht – im regionalen Museum im allgemeinen größer. In einzelnen Fällen stehen die Bauten noch an ihrem ursprünglichen Ort; in anderen Fällen ist zwar eine Translozierung vorgenommen worden, aber innerhalb der gleichen landschaftlichen Umgebung. In beiden Fällen entsteht der Eindruck und der Anspruch: So war es. Die Frage ist, ob dies unbedingt ein Vorteil ist. Tatsächlich handelt es sich ja auch hier um fingierte Echtheit, um eine «Natürlichkeit» zweiter Hand. In den meisten Fällen wurde ja auch hier eine Verlagerung vorgenommen (in Einzelfällen wurden – entgegen einem immer noch gültigen strikten Grundsatz der Freilichtmuseumstheoretiker – bloße Kopien aufgebaut), und selbst wo es sich um Originalbauten an Ort und Stelle handelt, stehen diese doch in einer anderen Funktion; sie sind Museumsstücke und keine Realitäten des bäuerlichen Lebens. Im zentralen Museum kann, gerade weil der Vorgang der Translokation deutlicher in Erscheinung tritt, auch der Modellcharakter deutlicher sichtbar gemacht werden, der dem Museum zukommt.

Parallel dazu stehen die Gegensätze repräsentativ/exemplarisch. Im Regionalmuseum gilt im allgemeinen die Unterstellung, daß die ganze Region

durch die vorhandenen Häuser repräsentiert werde. Tatsächlich ist aber eine solche flächendeckende Repräsentanz auch im regionalen Maßstab kaum zu erreichen. Im Zentralmuseum wird dies eher deutlich; die Bauten fungieren dort als Exempel für bestimmte Wirtschafts- und Gesellschaftsformen, für eine bestimmte historische Schicht und so weiter.

Ein zweiter Komplex betrifft die museale Zielsetzung. Hier ist das gravierendste Argument für die regionale Lösung zu finden: die regionalen Museen seien überschaubar, begreifbar, zu bewältigen – Zentralmuseen seien in ihrer Konzeption zu groß. Dieses Argument ist nicht einfach vom Tisch zu wischen; aber es muß doch relativiert und im Zusammenhang mit anderen Unterschieden gesehen werden. Kurz und aggressiv formuliert: Tripstrill ist überschaubarer als die Wilhelma – die Wilhelma aber *ist* ein Zoologischer Garten, Tripstrill dagegen *nennt* sich lediglich Zoo. Etwas genauer und ohne mißverständliche Bilder: die bestehenden Museen präsentieren Einheiten, die aber größtenteils eher zufällig aneinandergereiht und wenig gegliedert sind; im Zentralmuseum verlangt und erlaubt die Planung dagegen eine begründete und übersichtliche Gliederung. Das Schreckbild vom Schwarzwaldhaus in der Rheinebene oder im Remstal, das man von den Anhängern regionaler Museen immer wieder zu hören bekommt, operiert mit einem emotionalen Echtheitsanspruch und verschweigt zweierlei: einmal, daß es auch in den kleinen Museen, wenn der regionale Anspruch gewahrt werden soll, drastische Verpflanzungen geben muß (ein Haus aus Schopfloch im Kraichgau!); zum andern, daß in allen größeren Museen eine Modellierung landschaftlicher Einheiten versucht wird, die durch natürliche Sichtblenden abgeschirmt werden.

Von hier aus fällt der Blick auf die Zielsetzung der Museen. Natürlich ist Vergnügen, Unterhaltung, Erholung ein legitimes Ziel, das in die Diskussion einbezogen werden muß. Aber die Qualität der Unterhaltung ist nicht gleichgültig – sonst könnte ja auch ein monströses Legoland oder eine monumentale Freilichtdiskothek geplant werden. Der Bildungsauftrag der Museen ist unbestritten – man soll in solchen Museen also etwas lernen. Lernen aber heißt weithin: vergleichen.

Das Stichwort Identifikation sagt viel über die regionalen Museen aus: dies gilt für die Motive der Gründung, für die Stationen der Entstehung, für den Ausbau und die Nutzung. In allen Phasen ist das Engagement – «unser» Museum! – wesentlich. Für ein Zentralmuseum gilt demgegenüber eine sehr viel kühlere Distanz; es herrscht der Abstand der Betrachtung. Dies heißt nicht, daß nicht auch im zen-

tralen Museum Engagement möglich wäre – es liegt nahe, wenn wir in solchen Museen auf die Lebenswelt stoßen, die unmittelbar etwas über unsere Großeltern und die ferneren Vorfahren aussagt. Aber tendenziell besteht doch ein Unterschied.

Dies hat auch praktische Auswirkungen: Im einen Fall ist die örtliche, wiederum meist sehr engagierte, mitunter freilich auch dilettantische Betreuung die Regel. Das Zentralmuseum braucht dagegen Spezialisten; hier ist das Stichwort Professionalisierung am Platz – wobei durchaus an die Hypotheken zu denken ist, die ein größerer Apparat mit sich bringt, andererseits aber auch an die Kontinuität, die Sicherheit und den Sachverstand, die so garantiert werden. Dabei ist nicht nur an die bauliche, sondern auch an die volkskundlich-sozialgeschichtliche und pädagogische Seite zu denken.

Das Regionalmuseum, so könnte man abgekürzt sagen, steht im Einvernehmen mit der Bevölkerung der Umgebung und mit den Besuchern; es versucht diese zu vereinnahmen; das Zentralmuseum bildet dagegen eher eine Herausforderung, eine Provokation – es will die Besucher zum Lernen bringen, zur Erfahrung früherer Arbeits- und Wohnformen in ihrer sozialen und ökonomischen Verankerung.

An dieser Stelle soll noch einmal unterstrichen werden, daß damit nur tendenzielle Gegensätze skizziert sind. Den regionalen Museen soll die Belehrungsabsicht, sollen konkrete pädagogische Schritte nicht bestritten werden. Aber bei den Besuchern spielt der Erinnerungs- und Identifikationswert eine wesentlich größere Rolle, während bei größeren zentralen Museen bedeutendere Lernerfolge bilanziert werden können.

Das hängt zusammen mit dem dritten Komplex, der unter dem Stichwort Folklorismus abgehandelt werden kann. Ich übernehme diesen Begriff aus den volkskundlichen Diskussionen: er bezeichnet dort Folkloreformen, die aus ihrem ursprünglichen Lebenszusammenhang herausgelöst und in vielen Fällen auch nur rekonstruiert sind, die aber gleichwohl den Eindruck des Ursprünglichen vermitteln wollen. Sie unterliegen – am Beispiel der Volkstrachten ließe sich dies im einzelnen nachweisen – damit vor allem dem Gesetz des Malerischen, des Pittoresken. Bedenkt man den Ausgangspunkt der meisten regionalen Museen: daß nämlich besonders eindrucksvolle Höfe, besonders schöne Häuser gerettet werden sollten, dann entsteht schon daraus ein Akzent in dieser Richtung.

Verbunden ist damit eine Tendenz zur Enthistorisierung. Wenn die Objekte nämlich in erster Linie als alt oder gar als «uralt» verstanden werden, so werden sie paradoxerweise aus dem Prozeß der Ge-

schichte herausgelöst – die historische Zuordnung, das geschichtliche Verständnis tritt hinter dem nostalgischen Erlebnis zurück.

Gewollt oder ungewollt entstehen in regionalen Museen auch leicht Inszenierungstendenzen; sie werden zum Mittelpunkt einer äußerlichen Brauchtumpflege, werden folkloristisch verlebendigt mit gastronomischen Besonderheiten und Trachtenträgern; die Tourismusindustrie hängt sich an, der Souvenirverkauf blüht, und für den Besucher liegt schließlich die von der Museumsbesichtigung mitgenommene Trachtenpuppe auf einer Ebene mit der Erfahrung der Bauten. Das zentrale Museum weist demgegenüber in der Regel mehr Neutralität auf, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß Tendenzen der Tourismusindustrie auch solche Museen erreichen und gefährden.

## 2. Situationseinschätzung

Noch einmal: diese Andeutungen zielen auf eine grundsätzliche Gegenüberstellung. Trotzdem sagen sie natürlich auch schon etwas über die bestehenden Freilichtmuseen, über meine Einschätzung der gegenwärtigen Situation aus. Aber es handelt sich dabei um keinen eindeutigen Befund, und es erscheint auch notwendig, die konkrete Situation etwas genauer ins Auge zu fassen.

Wichtig scheint mir der Hinweis, daß die (vor allem auch vom Schwäbischen Heimatbund angeregte) Planung für ein Freilichtmuseum Mitte der sechziger Jahre auf ein Museum fürs ganze Land zielte. Der Vogtsbauernhof galt damals als eine Art Initialzündung – als Beispiel, daß so etwas geht –, aber nicht als Alternative. Als, nach den Versäumnissen eines guten Jahrzehnts, die Entscheidung wieder anstand, hatte sich die Situation verändert. Inzwischen war noch weit mehr bauliche Substanz durch natürlichen Verschleiß verfallen, durch die herrschende Baupolitik zerstört oder durch sterile «Unser-Dorf-soll-schöner-werden»-Mentalität wegsaniert. Andererseits gab es inzwischen eine Reihe punktueller Ansätze im Land.

Punktuelle Ansätze – darum handelte es sich. Noch vor wenigen Jahren gab es nur in Kürnbach eine vorsichtige, baugeschichtlich fundierte Ausweitung. Die Weichen zu einer generellen Arrondierung auch der anderen Museen wurden erst vor wenigen Jahren gestellt – als Ergebnis einer primär politischen Entscheidung. Diese Entscheidung hatte nichts zu tun mit den Grenzen zwischen gestelztem Einhaus, quergeteiltem Einhaus und Gehöft u. ä., dagegen viel mit den Aufwertungstendenzen in der Provinz und den Befriedigungsstrategien der Zentrale.

Skizziert wurde eine pragmatische Notlösung – primär in Form einer Einteilung der Landkarte, keineswegs willkürlich, aber doch diskussionsbedürftig, und vor allem ohne konkretere Modelle für die Verwirklichung. Wenn in den letzten Jahren nicht allzuviel geschehen ist, dann hängt dies sicherlich auch damit zusammen. Die Kartenskizze macht deutlich, wie den punktuellen Ansätzen die Verpflichtung flächendeckender Repräsentanz zugewiesen wurde – dies war weithin ein völlig neuer Anspruch.

Er stieß denn auch auf erhebliche Schwierigkeiten. In den bestehenden oder neu dekretierten Museen waren in Einzelfällen nur ganz geringe Kapazitäten vorhanden; der Ausbaustand ist dementsprechend sehr verschieden – beängstigend verschieden, wenn man an das Ziel einer umfassenden Repräsentation unserer bäuerlichen Hauslandschaften denkt. Unklare Planungsvorstellungen und problematische Kompetenzabgrenzungen belasteten das Konzept von Anfang an. Dazu kam die räumliche Beschränkung: Der Vogtsbauernhof ist inzwischen voll (man möchte hinzufügen: glücklicherweise, sonst würde die landschaftswidrige Massierung noch größer), und selbst in den neuen Museen ergeben sich hier Probleme: In Wackershofen wird die Hohenloher Baugruppe vorangetrieben in sauberer Planung – ob aber danach aus den anderen zugehörigen geographischen Bereichen noch Objekte vorhanden sein werden, ist ein Problem, und außerdem erscheint es fraglich, ob sich beispielsweise das Härtsfeld in einem Hohenloher Museum repräsentiert sehen will und kann.

Damit ist noch ein anderes Problem angesprochen. Indem die sogenannte regionale Lösung favorisiert wurde, wurde insgesamt die Zentrifugaltendenz forciert. Wenn der Landrat des Kreises Ravensburg (wo es ein Freilichtmuseum gibt) pathetisch einen Bauernkrieg androht, falls auch nur ein Haus aus dem Kreis in ein fremdes Museum verlagert werde – dann ist es nicht verwunderlich, daß andere Landräte, Bürgermeister etc. ähnlich reagieren, auch dort, wo es bisher keine Museen gibt. Die Folge sind erhebliche Konflikte bei Translozierungen; und die «Kooperation» benachbarter Freilichtmuseen besteht oft in erster Linie im Kampf um Objekte. Und während auf der Generalstabkarte sechs Regionalmuseen verzeichnet sind (und sonst nichts), haben wir es in Wirklichkeit inzwischen mit einem guten Dutzend Lokalmuseen zu tun, weil eben allenthalben versucht wird, eigene kleine Museen zu errichten. Die Häufigkeit, mit der im Umkreis der regionalen Museen und Museumsplaner von «Zweigmuseen», «Dependancen» etc. gesprochen

wird, ist ein sicheres Indiz für diese organisatorischen und definitorischen Schwierigkeiten.

Dabei muß gesehen werden, daß die – wiederum verständlichen – Begehrlichkeiten kleinerer Ortschaften in vielen Fällen zu wirklichen Museumskonzeptionen gar nicht hinführen können; das vor allem auch touristisch motivierte Endziel ist meist schon mit dem folkloristischen Herausputzen einzelner Häuser erreicht. Gegenüber der regionalen Museumsplanung entstehen so Blockaden; die Freilichtmuseen, ohnehin vom Zufall abhängig, werden in ihrer Konzeption noch mehr Zufälligkeiten ausgeliefert.

### 3. Zukunftsperspektiven

Was also tun?

Illusionen sind nicht am Platz. Es gibt nur noch begrenzte Möglichkeiten, auch und gerade für den Plan eines zentralen Landesfreilichtmuseums – darüber wird sich niemand hinwegtäuschen dürfen. Die Existenz der bestehenden und im Ausbau oft schon weit fortgeschrittenen regionalen Museen ist garantiert – nicht nur durch entsprechende Erklärungen des Landes, sondern allein schon durch die Massivität ihrer Existenz und durch ihre landschaftliche Bedeutung. Mit den dort vorhandenen oder in die Planung einbezogenen Bauten darf also nicht gerechnet werden, rechnet in Wirklichkeit auch niemand mehr. Damit aber erscheint als Hauptargument gegen die Planung eines zentralen Freilichtmuseums: es ist ja gar nichts mehr da.

Ob «nichts mehr da» ist, erscheint nun allerdings abhängig von dem, was man sucht. Bis jetzt sind in den Freilichtmuseen ganz überwiegend Häuser mit ausgeprägtem Denkmalcharakter zu finden; es ist sicher kein Zufall, daß auch das erste für das Neckar-Alb-Museum gerettete Gebäude ein Hof barocker Prägung von hohem künstlerischem Wert war. Außerdem gilt in den bisher bestehenden Freilichtmuseen weithin eine nach Jahrhunderten gegliederte Rangskala: erst von einem ziemlich hohen Alter ab erscheinen die Bauten museumsreif.

Hier könnten bereits im Umkreis der Planung Akzentverschiebungen erwogen werden. Die Bauten bis jetzt vernachlässigter sozialer Schichten und Gruppen – Kleinbauern, Seldner, Armenhäuser – müßten erfaßt werden; auch im Oberland machten die Großbauern nur den kleineren Teil der Bevölkerung aus. Und: die Museumswelt könnte und sollte zeitlich etwas näher an unsere Gegenwart herangerückt werden. Der gesellschaftliche und wirtschaftliche Umbruch der letzten Jahrzehnte war so radikal, daß heute schon die Welt unserer Großeltern mu-

sealen Charakter hat. Zeugnisse der Frühindustrialisierung, Dokumente agrarischer Umbrüche, aber auch Siedlungshäuser, Beispiele für Nebenerwerbs-siedlungen u. ä. könnten vorgestellt werden. Gewiß soll der Besucher etwas über die Veränderung der Wirtschaftsstruktur in früheren Jahrhunderten erfahren; aber warum nicht auch über die Siedlungs- und Agrarpolitik des Nationalsozialismus und ihre Hintergründe (um nur ein provokantes Beispiel zu nennen)?

Dies sind nur Andeutungen – und sie sind sicher nicht ganz unproblematisch. Aber man sollte sie als Problem akzeptieren.

Was also ist zu tun? Die Entscheidung über die künftige Museumslandschaft in Baden-Württemberg (bezogen auf die Freilichtmuseen) scheint mir noch nicht reif. Im Augenblick sollten keine weiteren Vorgaben gemacht, sollten künftige Schritte nicht präjudiziert werden. Notwendig erscheint mir eine Pause von ein bis zwei Jahren – eine Pause für intensive Forschung, Erhebung, Planung. Eine Bestandsaufnahme ist notwendig, aber nicht mit einem fertigen, von den bisherigen Modellen abgenommenen Kategorienraster, sondern beweglich in der Konzeption. Und in die Planung sind bereits Überlegungen hinsichtlich der Lernziele, der Vermittlung von Geschichte, einzubeziehen. Konkret könnte das so aussehen, daß drei Wissenschaftler mit einschlägigen Voraussetzungen und möglichst auch Erfahrungen mit einer landesweiten Erhebung und Planung beauftragt werden; die guten Erfahrungen, die für das Neckar-Alb-Museum mit dieser Methode gemacht wurden, könnten zur Finanzierung eines solchen Vorgehens ermutigen. Ganz sicher würde es auch den regionalen Museen zugute kommen, da diese allein zu einer systematischen Planung nur ganz vereinzelt in der Lage sind.

*In einem Schlußwort hat dann Staatssekretär NORBERT SCHNEIDER, der im Ministerium für Wissenschaft und Kunst für die bäuerlichen Freilichtmuseen zuständig ist, richtungsweisende Ausführungen gemacht, die wesentlich über seine anfänglichen Worte hinausweisen. So soll die Verlängerung der Frist um weitere zwei Jahre nicht allein für den Ausbau der regionalen Ansätze genutzt werden, in diesen zwei Jahren soll vielmehr, wie von PROFESSOR HERMANN BAUSINGER gefordert, eine landesweite Bestandsaufnahme geschehen. Diese Bestandsaufnahme und ihre wissenschaftlichen Schlußfolgerungen sollen dann im Herbst 1982 als wichtige Entscheidungshilfe dienen bei dem dann endgültigen Entschluß, ob die regionalen Freilichtmuseen allein ausgebaut werden oder ob neben sie (und nicht etwa an deren Stelle) ein überregionales «Landesfreilichtmuseum Baden-Württemberg» tritt.*

# Peter Haag-Preis 1980

*Im Jahr 1980 fiel der Peter Haag-Preis, mit dem der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND beispielhafte denkmalpflegerische Leistungen auszeichnet, nach Rottweil: Regine und Dr. Winfried Hecht erhielten ihn für die Wiederherstellung ihres Hauses Lorenzgasse 7. – Architekt: Wilfried Weber. In der Verleihungsurkunde heißt es:*

Das Haus Lorenzgasse 7 im Rottweiler Quartier Lorenzort – dem früheren Judenort – ist typisch für viele Rottweiler Häuser abseits vom Erkerzierat der repräsentativen Marktkreuz-Fronten. Mindestens seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts war es eine der vielen Behausungen kleiner Leute, um 1960 dachte man daran, die ganze Häuserzeile abzureißen. Regine und Winfried Hecht haben in weniger als drei Jahren mit unendlichem persönlichem Einsatz das Haus wiederhergestellt und ihm den Charakter eines mittelständischen Bürgerhauses zurückgegeben – und dies nicht nur zur Gasse hin,

sondern auch mit Rückfront und Garten. Für die unmittelbare Nachbarschaft wie für die gesamte ehemals freie Reichsstadt haben Regine und Winfried Hecht damit ein unübersehbares und nachhaltig wirksames Beispiel gegeben.

*Überreicht wurde der Preis am Sonntag, dem 28. September, in einer Feierstunde in Rottweil. Die Grüße der Landesregierung überbrachte der für die Denkmalpflege zuständige Innenminister des Landes Baden-Württemberg Prof. Dr. Roman Herzog. Da seine Ausführungen weit über das in Grußworten Übliche hinaus ins Grundsätzliche weisen, sollen sie hier ausführlich zitiert werden:*

Peter Haag hat zur denkmalpflegerischen Arbeit einmal folgendes geschrieben: «In unserer seelischen Umwelt brauchen wir, um nicht zu verkümmern, neben anderem auch den uns noch verbliebenen Reichtum an historischen Bauten. Nicht um darüber zu trauern, daß die guten alten Zeiten nicht mehr sind, sondern um zu erleben, warum und wie es geworden ist damals und was aus dem Damals heute und morgen noch oder wieder zum bereichernden, nährenden Erlebnis, zum mithelfenden Wissen werden kann. Unsere historisch und künstlerisch wertvollen Gebäude sind unser gemeinsamer Besitz, sie gehören allen Bürgern, auch denen, die's vielleicht gar nicht merken, die's gar nicht wollen.» In den Baudenkmalen identifizieren wir uns mit unserem Dorf, mit unserer Stadt, mit unserem Land. Die Bürger erleben und empfinden heute wieder mehr als früher die historischen Bauten als Bestandteile eines humanen Lebensraums. Historische Bauwerke erschließen uns die geschichtliche Dimension unserer Existenz, und ohne diese historische Dimension hat unser Dasein keinen festen Ort. Hier trägt nicht zuletzt, Herr Regierungspräsident Birn, die beharrliche Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes – das möchte ich ausdrücklich sagen – ihre guten Früchte. Natürlich gibt es auch einen Bereich, in dem noch ein Nachholbedarf an Bürgersinn festzustellen ist, ich meine die Einstellung mancher Bürger zu ihrer finanziellen Verantwortung. Es ist leider nicht selten, daß die Eigentümer von Baudenkmalen versuchen, diese finanzielle

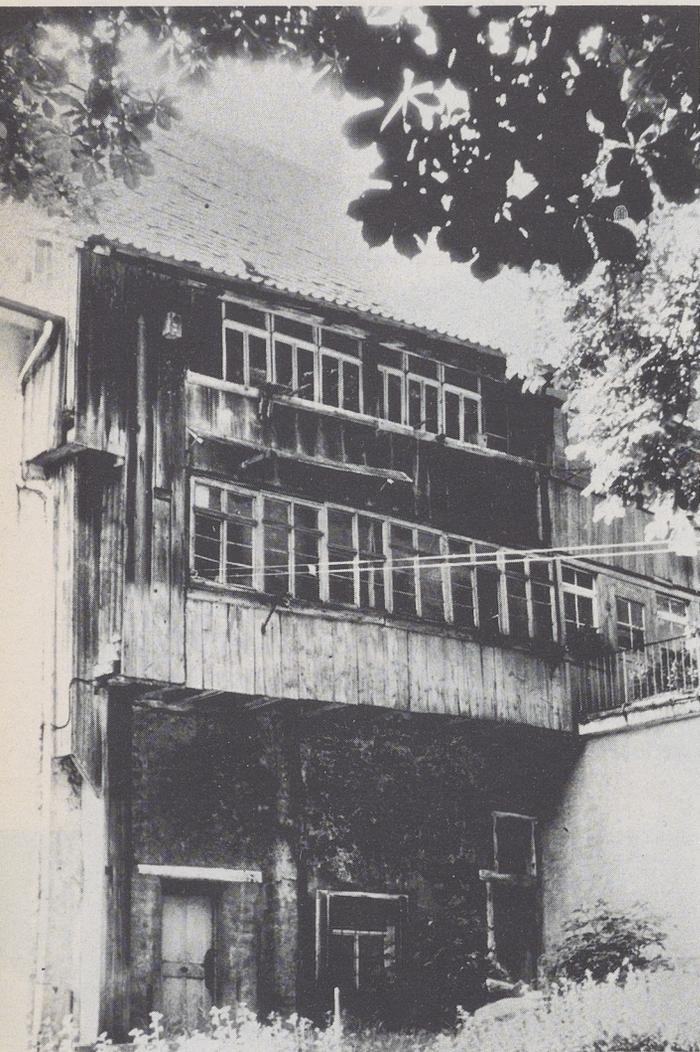


Zu den Abbildungen: Rottweil, Lorenzgasse 7. Die Vorderseite des mit dem Peter Haag-Preis 1980 ausgezeichneten Hauses vor und nach der Wiederherstellung. Fotos: Kiefer und Archiv



Verantwortung dem Staat allein zuzuschieben – am Ende ist es ein Mißverständnis, wenn jemand meint, ein Baudenkmal besitzen zu können und die Last ganz vom Staat getragen zu bekommen. Das finanzielle Engagement für das eigene Baudenkmal gehört zu den Verpflichtungen, die das Eigentum mit sich bringt. Unser Denkmalschutzgesetz bestimmt denn auch, daß Eigentümer und Besitzer von Kul-

turdenkmalen diese im Rahmen des Zumutbaren zu erhalten haben. Das Gesetz sorgt aber auch dafür, daß die wirtschaftlichen Kräfte der Denkmaleigentümer nicht total überfordert werden. So steht die Erhaltungspflicht unter dem Vorbehalt der Zumutbarkeit, und es ist ja im allgemeinen eine wirtschaftliche Zumutbarkeit; außerdem gibt es die Zuschüsse des Landes. «Viel zu wenig» – werden manche sa-



folgenden Sparperiode praktisch der einzige Bereich ist, in dem es nicht zu Mittelkürzungen kommt. Die gewaltige Aufgabe der Pflege und Erhaltung der zigtausend Baudenkmale in unserem Land ist aber bei all diesem Einsatz auf keinen Fall zu bewältigen, wenn nicht die Bürger selbst zu finanziellem und zu einem weit darüber hinausgehenden Engagement bereit sind. Der weitaus größte Teil unserer historischen Gebäude sind Bürgerbauten, von denen wiederum die meisten in Privateigentum stehen. Daran wird deutlich, wie wichtig es ist, die Bereitschaft unserer Mitbürger für Investitionen in die Erhaltung von Baudenkmalen zu stärken – ja, ich möchte fast sagen: zu provozieren, herauszukitzeln. Wodurch könnte dies besser geschehen, als durch das Beispiel einer gelungenen Denkmalrestaurierung. Gute Ergebnisse privater Anstrengungen überzeugen mehr als die besten Worte. Darin sehe ich auch die entscheidende Bedeutung des Peter Haag-Preises. Peter Haag selbst hat durch großen persönlichen Einsatz bei der Erhaltung gefährdeter Baudenkmale Vorbild und Beispiel gegeben. Der ihm zu Ehren gestiftete Preis setzt diese Beispielwirkung in einer guten, in einer sehr guten Tradition fort.

Auch Sie, meine Damen und Herren, die heute mit einem Preis geschmückt werden, haben durch Ihren Einsatz und Ihre Arbeit Beispiele gesetzt. Sie haben deutlich gemacht, was es heißt, Eigentümer eines Kulturdenkmals zu sein, nämlich Baudenkmale aus eigenen Mitteln zu pflegen und nötigenfalls zu restaurieren, damit sie als Zeuge der Geschichte auch für die Allgemeinheit erhalten bleiben. Durch Ihren Einsatz haben Sie unter Beweis gestellt, daß Denkmalpflege eben auch Sache des Bürgers ist. Die vorbildhafte Wirkung ist vor allem bei der Renovierungsmaßnahme der ersten Preisträger, des Ehepaars Dr. Hecht aus Rottweil, in der unmittelbaren Nachbarschaft festzustellen. Dort konnten in dem betreffenden Altstadtquartier insgesamt für fünf weitere alte Gebäude interessierte Bauherren gefunden werden.

Städtebau und Denkmalpflege haben ein gemeinsames Ziel: die historisch gewachsenen Stadt- und Ortskerne zu bewahren und sie wieder mit menschlichem, mit bürgerschaftlichem Leben zu erfüllen. Auch hierzu haben die Preisträger einen wichtigen Beitrag geleistet. Denn überkommene Bausubstanz soll ja nicht, wenn sie auch noch so schön restauriert ist, einem tristen Ende durch Abbruch – wenn er

gen; aber in jedem Fall muß man sagen, daß Zuschüsse der öffentlichen Hand keine Entschädigungen für Sonderbelastungen der Eigentümer sind, sondern ein freiwilliger – wenn auch moralisch auf höchster Verpflichtung beruhender – Beitrag der Allgemeinheit. Sie sollen die Last abmildern, die sich aus der Sozialpflichtigkeit des Eigentums für den einzelnen Bürger ergibt, sie sollen aber nicht für eine gewissermaßen generell gedachte Enteignung entschädigend wirken.

Die Denkmalpflege ist eine erklärte Schwerpunktaufgabe unseres Landes, und ich glaubé, das Land kann sich insgesamt auf diesem Gebiet sehen lassen. Das schlägt sich nieder in den finanziellen Leistungen des Landes. Der Zuschußetat des Landesdenkmalamts belief sich in diesem und im letzten Jahr beispielsweise auf jeweils runde 30 Millionen, zusätzlich zu den laufenden Haushaltsmitteln haben wir für die Jahre 1980 bis 1985 ein Schwerpunktprogramm für die Denkmalpflege mit einem Volumen von insgesamt 120 Millionen DM beschlossen; und ich darf hier sagen, daß neben Dorferneuerung und Stadtsanierung der Denkmalschutz in der jetzt

---

Zu den Abbildungen: Auch die Rückseite des Hauses Lorenzgasse 7, die dem Bockshof zugewandt ist, wurde mit der gleichen Sorgfalt behandelt wie die Front zur Gasse.

Fotos: Kiefer und Archiv



auch erst in der übernächsten Generation stattfinden sollte – entgegendämmern; sie soll in ihrer Schönheit und Originalität erneuert und belebt werden – als Wohnung für Familien, als Ort für Geschäfte, als Wirtshaus, als Begegnungsstätte. Das ist ja das Entscheidende, daß diese Denkmale mit uns leben und wir mit ihnen leben; und das Landesdenkmalamt – und nicht nur das Landesdenkmalamt allein – ist, wie ich weiß, bestrebt, hier entscheidende Durchbrüche zu erzielen. Ich freue mich deshalb sehr, daß ich Ihnen als Träger des Peter Haag-Preises 1980 den Dank und die Anerkennung der Landesregierung aussprechen kann, ich beglückwünsche Sie herzlich zu dieser Auszeichnung!

Meine sehr geehrten Damen und Herren, gestatten Sie mir abschließend noch einige Bemerkungen zu dem erfolgreichen Wirken des Schwäbischen Heimatbundes. Im Denkmalschutz und Naturschutz hat der Schwäbische Heimatbund manches gefördert, aber – was wichtiger ist – vieles selbst in Angriff genommen und vieles zur Verwirklichung gebracht. Staatliche und gemeindliche Stellen sind dem Schwäbischen Heimatbund für zahllose Hinweise und Anregungen zu Dank verpflichtet. Mancher schöne Fleck unserer Heimat, manches wertvolle Zeugnis unserer Baugeschichte wären heute nicht mehr, wenn nicht der Schwäbische Heimatbund, seine Organe und seine Mitglieder für die Erhaltung eingetreten wären und erforderlichenfalls auch gekämpft hätten. Und lassen Sie mich hinzufügen; als Sohn eines Heimatpflegers, wenn auch in einem anderen Eck unseres deutschen Vaterlandes, weiß ich, was das in den letzten 20 Jahren, wo Schönheit aus Glas und Beton bestanden hat, bedeutet hat – und was das für Mühen und auch für Anfeindungen kostet.

Mit Genugtuung will ich feststellen, daß der Schwäbische Heimatbund stets im Geist der Partnerschaft gehandelt hat. Ich möchte hervorheben, daß mit dieser Art des öffentlichen Wirkens Erfolge – und zwar bessere Erfolge – zu erzielen sind, als wenn man nur mit Krachmachen und nur mit großer Publizität arbeitet. Wir wissen Ihr Engagement zu schätzen und sind herzlich dafür dankbar. Unser Wunsch und unsere Bitte ist, daß wir auch künftig an unseren gemeinsamen Aufgaben als Partner weiterarbeiten, als vernünftige Menschen, die an einem Strang ziehen und die in vernünftigen Gesprächen immer wieder das Richtige suchen. Wir von der Landesregierung wollen das Unsrige tun – und Sie tun es automatisch: unser geschichtliches Erbe und die freie Natur zu bewahren und unseren Mitmenschen eine lebenswerte Umwelt zu schaffen und eine lebenswerte Umwelt zu erhalten.

*Den von der Satzung des Peter Haag-Preises geforderten Festvortrag über Grundsatzfragen der Denkmalpflege hielt der Vizepräsident des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Dr. Olaf Schwencke, MdB und MdEP. (Dazu wird auf den Abdruck der Rede auf den folgenden Seiten dieses Heftes verwiesen.)*

*Mit der Plakette des Peter Haag-Preises wurden zwei Gebäude ausgezeichnet, die in ganz unterschiedlicher Umgebung herausfordernde Zeichen für den Umgang mit dem Überlieferten gesetzt haben: im eher dörflichen Nabern (Stadt Kirchheim/Teck) und in der Stadt Ellwangen. In der Verleihungsurkunde für Gisela und Dr. Kurt Mayer, die mit den Architekten H. Gauckler + Partner das Haus Marktplatz 19 in Ellwangen an der Jagst wiederhergestellt haben, heißt es:*

Das Haus Nr. 19 am Marktplatz von Ellwangen gehört zu einem städtebaulich und historisch bedeutsamen Ensemble. In der Blütezeit der Fürstpropstei war das Haus lange Jahre Wohnsitz von Domkapitularen, später Sitz von württembergischen Beamten. In der Mitte des 19. Jahrhunderts kam das Haus in Privatbesitz, litt stark unter den Kriegseinwirkungen von 1945 und befand sich 1974 in desolatem Zustand. Gisela und Kurt Mayer haben – neben ihren anderen verdienstvollen denkmalpflegerischen Unternehmungen in Ellwangen – auch dieses Haus möglichst durchgreifend wiederhergestellt und ihm weitgehend das ursprüngliche Erscheinungsbild nach innen und außen zurückgegeben – und damit vor allem auch die Funktion des Hauses in seinem städtebaulichen Umfeld bewahrt.

*Hiltrud Hau Eisen-Strauß und Manfred Strauß haben im einst selbständigen Dorf Nabern, das heute zu Kirchheim unter Teck gehört, das Alte Rathaus so wiederhergestellt, daß es weiter Mittelpunktfunktion im Ortsbild haben kann. Die Verleihungsurkunde würdigt ausdrücklich die praktische, eigenhändige Beteiligung der Eigentümer, die zugleich auch die Arbeit des Architekten geleistet haben:* Das 1684 als Rat- und Schulhaus errichtete Fachwerkhaus diente bis 1965 als Rathaus. Dann stand es lange ungenutzt und sollte schließlich abgebrochen werden. In mehr als zwei Jahren leisteten die Bauherren rund viertausend Stunden Eigenarbeit; sie schufen mit dieser unaufdringlichen wie stilvollen Wiederherstellung des Alten Rathauses in Nabern – Stadt Kirchheim unter Teck – ein hervorragendes Beispiel der Erhaltung und neuen Nutzung eines Gebäudes von historischer und städtebaulicher Bedeutung. Sie haben damit ein deutlich sichtbares Zeichen gesetzt für die weitere Gestaltung des Ortskerns und zugleich ein wirksames Gegenbeispiel gegeben zu all den vermeintlichen Verbesserungen dörflicher Siedlungen nach städtischen Mustern und Vorbildern.

1.

Ein festliches Ereignis wie dieses – die Verleihung des Peter Haag-Preises 1980 in Rottweil – gibt Anlaß, über das nachzudenken, was wir «Denkmalschutz» nennen. Schließlich hat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND per Satzung bestimmt, daß auf einer solchen «öffentlichen Veranstaltung . . . nicht nur die Objekte gewürdigt werden, sondern auch ein grundsätzlicher Vortrag zum Problem der Denkmalpflege gehalten wird» (Satzung des Peter Haag-Preises, Punkt 4).

Ich fühle mich geehrt, vom Heimatbund dazu in die altherwürdige frühere reichsfreie Stadt Rottweil eingeladen zu sein. Ich habe gern die Aufgabe übernommen, Ihnen ein paar grundsätzliche Überlegungen zum Problem der Denkmalpflege in unserem Lande unter Einbeziehung von europäischen Erfahrungen und Beobachtungen vorzutragen. Dabei kann und will ich nicht verleugnen, daß ich zu allererst Politiker bin – also kein professioneller Denkmalpfleger oder Architekt. So möchte ich das mir gestellte Thema primär unter gesellschaftspolitischen Aspekten abhandeln: diese Aspekte erscheinen mir die gegenwärtig wichtigsten, weil nur so Denkmalschutz längerfristig auch als *politische* Aufgabe begriffen werden kann – zur Sicherung der Zukunft unserer alten Städte und Stadtviertel. Die Notwendigkeit für die Fachleute, auch über das «richtige» Restaurieren nachzudenken, wird damit keineswegs zum Randproblem – im Gegenteil: es wird im politischen Kontext dringlicher. Erfolg werden wir – Architekten, Konservatoren, Althausbesitzer etc. – nur haben, wenn es uns gelingt, das Thema Denkmalschutz auf der Tagesordnung der Politik zu halten!

2.

Muß man sich über die Zukunft des Denkmalschutzes in unserem Lande Gedanken machen?

Gegenwärtig ist, zweifellos, Denkmalschutz «in»: allerjüngst hat eine Umfrage der Wickert-Institute im Mai dieses Jahres ergeben, daß 88 Prozent aller wahlberechtigten Bundesbürger für den Denkmalschutz sind und nur 6 Prozent nichts oder nicht viel davon halten. Die meisten Befürworter waren (mit 93 Prozent) unter den jungen Menschen zu finden; die wenigsten unter den um die 50 und mehr Jahre alten Befragten. Unter den Befürwortern haben die Meinungsforscher auch ein Nord-Süd-Gefälle ausgemacht: wie kann es anders sein, als daß Baden-

Württemberg mit 91 Prozent fast an der Spitze liegt – nur die Bayern sind noch um ein Prozent denkmal-schutzgewogener. Die «Nordlichter», sprich namentlich die Schleswig-Holsteiner, liegen immerhin gute 10 Prozent niedriger. Die Geschlechter-Waage kann im großen und ganzen als ausgeglichen gelten: die Frauen sind mit einem Anteil von 90 Prozent etwas stärker als die Männer (86 Prozent) für den Denkmalschutz.

Sie werden heute über diese Zahlen nicht verwundert sein. Aber blicken wir zurück: Von dem «Da hilft nur noch eins, abbrechen!» bis hin zu dem Wunsche insbesondere jüngerer Leute, in der Altstadt zu wohnen und auch unter erheblichen finanziellen Opfern ein altes Haus wieder bewohnbar zu machen, liegen – jedenfalls in der Bundesrepublik Deutschland – nicht einmal ein halbes Dutzend Jahre.

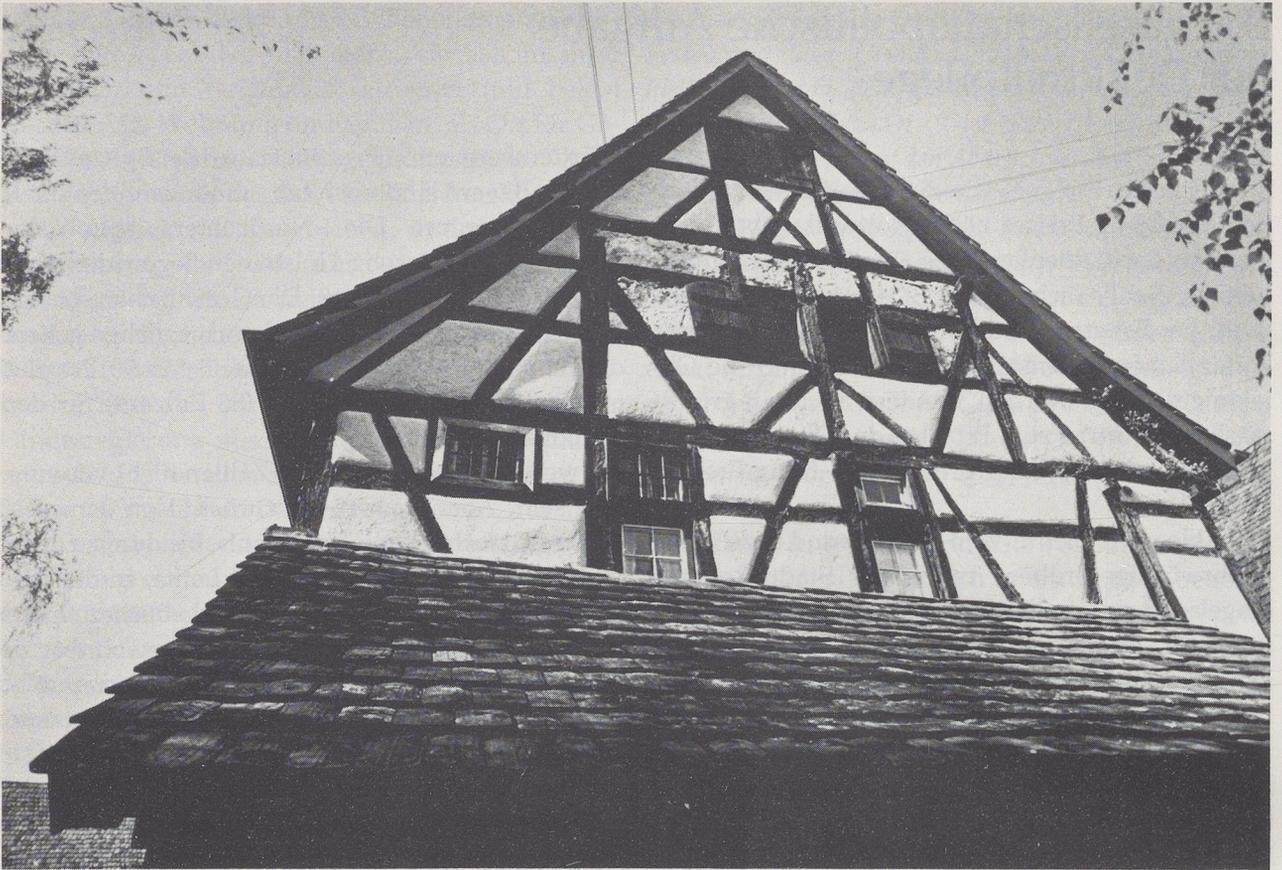
Wie konnte es eigentlich gelingen, daß statt dem, was (wie zitiert) seinerzeit im Blick auf das Haus Lorenzgasse 7 hier am Orte vorherrschende Meinung war – und zwar *pars pro toto* galt –, heute das Gegenteil gilt: in nicht wenigen alten Städten kämpfen zum Teil mächtige Bürgerinitiativen nahezu um jedes alte Haus, wenn sein Abbruch im Zuge irgendeiner Planung erwogen wird.

Wie ist dieser Wandel erklärbar? Sicherlich, es schwingt auch Nostalgie mit. Wer nicht so recht weiß, wo es künftig mit ihm hin will, der orientiert sich gern an Vergangenen; an einer oft verklärten schöneren Vergangenheit, die von den Nöten der kleinen Leute «gereinigt» wurde.

Nein: aus solcher Haltung geboren, wäre Denkmalschutz völlig mißverstanden. Vor solcher Sicht hat auch Peter Haag gewarnt, als er formulierte: «Die Vergangenheit ist nicht die Gegenwart, aber die Gegenwart und die Zukunft leben mit von der Vergangenheit. Ohne Vergangenheit stellen sie sich selbst weitgehend in Frage. Bei abgehauenen Wurzeln gibt es kein Wachstum, nicht im biologischen, nicht im geistigen Leben und nicht in der Kunst.»

3.

«Eine Zukunft für unsere Vergangenheit» – aber nicht im toten Winkel der Tradition! Geschichte ist nirgends so konkret erfahrbar wie im umbauten Raum. Nur in der Architektur ist sie reale, sichtbare Gegenwart. Ihre «Werte» müssen nicht abstrakt definiert werden, sondern sie sind erkennbar – für jedermann: für den Jungen und den Alten, den Gebil-



deten und den sogenannten Ungebildeten, den Städter und den Dörfler. Was sind diese «Werte»? Humanität zuallererst – menschliche Dimensionen, spürbare Maßstäblichkeiten in Raum und Zeit. Gerade im Vergleich mit dem alltäglichen Gegenüber der meisten Menschen, dem Monströsen, Klotzigen, Übergroßen, Banalen, eben dem Nicht-Maßstäblichen, wird das augenfällig. Denkmalschutz – das ist das Suchen nach menschlichem Maß.

Wir sind sensibler geworden für In-Humanes! Wie anders wären sonst die verschiedenen Alternativbewegungen, insbesondere der jungen Leute, erklärbar?

Unser allernächstes Wohn- und Lebensumfeld lehrt uns, das Negative wie das Positive zu begreifen – was wir abstoßend und häßlich empfinden oder sympathisch, was uns erschreckt und ängstigt oder versöhnlich stimmt. So spüren wir, durch das, was uns bedrängt oder beglückt, wer wir sind in unserer Welt. Uns wird im Lebensumfeld begreiflich, daß es ohne die Dimension Geschichte kein lebensfreundliches Existieren geben kann. Anders gesagt: Eine Stadt ohne altes Haus ist wie ein Mensch ohne Gedächtnis.

Das Bewußtsein für die Erhaltung unserer alten Städte und Stadtviertel ist jedenfalls immens gewachsen. Bei den durch soviel Lebensfeindlichkeit direkt betroffenen Bürgern und schließlich auch bei

den Politikern, die dieses publikumswirksame Thema inzwischen dankbar aufgegriffen haben.

Da es in diesen Wochen üblich ist, daß die Politiker sich selber ein wenig und ihren Parteioberen kräftiger zufrieden auf die Schulter klopfen, soll hier jedenfalls nicht unvermerkt bleiben, daß die Bundesregierung, obschon sie für «Denkmalschutz» im strengen Sinne nicht zuständig ist, im laufenden Jahr immerhin fast 20 Millionen DM für Erhaltungsmaßnahmen von nationalen Bauwerken ausgibt. Keiner hat bislang in Zahlen oder Prozenten quantifiziert, was Gemeinden, Städte, Länder und Bund seit dem Europäischen Jahr des Denkmalschutzes 1975 jährlich mehr für Denkmalschutzmaßnahmen ausgegeben haben. Die Steigerungsrate ist enorm. Ich wage zu unterstellen, daß es in keinem anderen Ausgabenbereich der öffentlichen Hand eine derart hohe Steigerung gegeben hat (denken Sie beispielsweise auch an die 5 Milliarden DM, die per anno die 7b-EStG-Abschreibung kostet und die seit 1977 auch für den Erwerb von Althäusern gilt). Jedenfalls sind wir – ich habe das auch im

---

Zu den Abbildungen:

Mit der Plakette des Peter Haag-Preises 1980 wurde das «Alte Rathaus» in Nabern (Kirchheim unter Teck) ausgezeichnet – *ein hervorragendes Beispiel der Erhaltung und neuen Nutzung eines Gebäudes von historischer und städtebaulicher Bedeutung.*

Fotos: Adalbert Helwig

Bundestag gesagt – vom europäischen «Hinterbänkler» in der Stadterhaltung vor 1975 heute zum «Spitzenreiter» in West-Europa avanciert. Wir können uns in Europa, was den finanziellen Aufwand für Denkmalschutz anbetrifft, durchaus sehen lassen; auch darin sind wir «wer», daß wir, was unsere Nachbarn längst haben, uns auch bau- und bodenrechtlich den Erfordernissen des Denkmalschutzes weitgehend angepaßt haben. Durch ein sogenanntes Artikelgesetz haben wir noch kurz vor Ende dieser Legislaturperiode geregelt, was bundesrechtlich notwendig war.

4.

Es liegt mir nun eigentlich ganz und gar nicht, den Kollegen Politikern lobend auf die Schulter zu klopfen: eher habe ich die Neigung, auf die Finger zu klopfen – also Defizite aufzuzeigen und Anstöße zum Weiterhandeln zu geben: damit Denkmalschutz auch künftig auf der politischen Prioritätenliste bleibt! Das ist die unabdingbare Voraussetzung, damit sich die Praxis der Erhaltung verbessert. Nur wenn es uns gemeinsam gelingt, Denkmalschutz als Bestandteil der Gesellschaftspolitik zu definieren und praktisch zu realisieren, werden nicht nur künftige (absehbare) Zukunftsinvestitionsprogramme Mittel für den Denkmalschutz aufweisen, sondern auch eine nach dem 5. Oktober neu zu konzipierende Reformpolitik Althaus- und Altstadt-Erhaltungsmaßnahmen beinhalten.

Was meine ich? Ich möchte einladen, über diesen Teil einer künftig möglichen, meines Erachtens so-

gar notwendigen Reformpolitik der 80er Jahre – mit der Überschrift «Demokratie als Lebensform» – nachzudenken: hier über den Stellenwert von Denkmalschutz in der Gesellschaftspolitik!

Lassen Sie mich dazu ein Wort zitieren, das mich (außer seiner bestechenden intellektuellen Faszination) immer wieder neu motiviert, auch unsere deutsche gesellschaftliche Situation in die Denkmalschutz-Debatte einzubeziehen. Der italienische Baumeister und Architekturprofessor Leonardo Benevolo hat 1976 auf dem Berlin-Symposium des Europarats den bemerkenswerten Satz gesagt: «Die Instandsetzung und Erneuerung historischer Kerngebiete ist der einzige wichtige Beitrag Italiens zur modernen (!) Architektur-Kultur».

Dieser Satz erschließt sicherlich nicht nur mir immer wieder neue Einsichten zur Relevanz der historischen Dimension des Bauens. Das Verhältnis von architektonischem Erbe und modernem Bauen mag sich und wird sich ändern: offensichtlich ist aber heute – und das gilt nicht nur für Italien oder Frankreich, sondern auch für uns – Erhaltung wichtiger als neu zu bauen. Für eine Reihe von Jahren wird sich daran städtebaupolitisch kaum etwas ändern. Wenn das richtig ist, wird für die Instandsetzung und Revitalisierung der historischen Kerngebiete künftig mehr künstlerische, architektonische, planerische und politische Konzeptionsarbeit erforderlich sein. Dafür muß die Planung von weiteren Neubauvierteln nachstehen. Durch Erhaltungs-Priorität wird im übrigen die moderne Architektur in ihrem Anspruch auf Originalität und Zeitgemäßheit nicht



abgewertet, sondern kann – recht verstanden – durchaus aufgewertet werden. Sie ist – sei es als Kontrast, sei es durch Addition (Lückenbebauung ist ein schlechter Terminus) – auch als soziales Korrektiv unabdingbar im Kontext der Altstadtrevitalisierung. Ich gehöre – Sie merken das – nicht zu den Puristen unter den Denkmalschützern. Ohne Neubauten, auch in erkennbarer Gestalt, ist die Altstadt nicht lebensfähig; eine Musealisierung wäre der Anfang ihres Endes.

Mißverständnisse, vor allem in der Zunft der Architekten, über Sinn, Zweck und Ziele von Erhaltungsmaßnahmen sind weit verbreitet; namentlich, wenn Altstadt-Sanierung oder -Revitalisierung unter dem Terminus «Stadtreparatur» begriffen wird. Den Prozeß der Instandsetzung als bloße *Stadtreparatur* zu begreifen, wäre falsch und gefährlich. Die Proklamation des Schutzes des kulturellen architektonischen Erbes, wie sie etwa die Denkmalschutz-Charta von 1975 enthält, darf nicht als Aufforderung zur möglichst lupenreinen Rekonstruktion mißverstanden werden. Altstadterhaltung ist ein kreativer und innovierender Prozeß. Dafür brauchen wir die Progressivsten und Fähigsten unter den Architekten und die tüchtigsten Handwerker. Daß nach dem Vorbild von Venedig – unserem «Europäischen Ausbildungs-Zentrum für Handwerker im Denkmalschutz» – nun in Kürze auch die Bundesrepublik in Fulda einen Ausbildungsort mit Schwergewicht Fachwerk hat, kann auch hier nur sehr begrüßt werden. Handwerker und Architekten entwickeln neue ästhetische Kategorien auch aus dem «Denkmalschutz». Wenn ich etwa auf Architektur-Werke des Engländer James Stirling oder auch der Deutschen Josef Kleihues und Matthias Unger aufmerksam mache, wird Ihnen deutlich, was ich ästhetisch meine.

Altstadterhaltung kann kein elitär-isolierender Akt, sondern muß ein politischer Prozeß sein. Altstadt-Erneuerung ist nicht nur ein enormer wirtschaftlicher und – immer noch weit unterschätzter – beschäftigungspolitischer Faktor, sondern weist als Akt angewandter Gesellschaftspolitik Zukunftsdimensionen auf. Für eine künftige Reformpolitik wüßte ich für «Stadt, Leben und Zukunft» (in dieser Zuordnung des Europarats) die politische Priorität durchaus zu setzen: die Kernstadt-Revitalisierung. Hierin hat, um ein Wort von Adolf Arnolds zu aktualisieren, die Demokratie eine ihr gemäße Bauform.

5.

Es wächst ganz allgemein die Erkenntnis, daß wir in einer sich durch Technik und Wirtschaft immer schneller wandelnden Welt heute mehr denn je

auch der Alternativen im Stadtbaubereich bedürfen, vernünftiger Alternativen zur totalen Ökonomisierung der Lebenswelt. Gerade unsere Generation begreift die Qual des falschen «Fortschritts», nämlich die Massierung der Zerstörungsfaktoren im Bereich der Ökologie und im Bereich der gewachsenen kleineren und größeren kulturellen Umwelten. Ich bin fest davon überzeugt, daß innerhalb des Spektrums der Ressourcen-Diskussionen um die Grenzen des Wachstums in den achtziger und neunziger Jahren Stadterhaltung Priorität erhalten wird. Unser politischer Auftrag ist daher eindeutig: das umbaute Erbe, diese sichtbare Spur von Vergangenheit, als wesentliches Element eines ausgewogenen Lebens zu erhalten und zu entwickeln.

Denkmalschützer sind ja heute glücklicherweise – das zeigt auch diese Veranstaltung – keine einsamen Rufer mehr in der Wüste. Das ist ein Erfolg – zweifellos: doch wenn wir jetzt nicht verstärkt an der Grundlage des politischen und kulturpolitischen Selbstverständnisses von «Denkmalschutz» arbeiten, könnte er schnell verspielt sein. Bloßes Revival wäre töricht. Benevolos Denkansatz weist, denke ich, in die richtige Richtung. Den Weg, den er selber mit der Konzeption Bolognas eingeschlagen hat, könnte der effektivste sein. Mir scheint er jedenfalls als politisches Prinzip der vielleicht sogar einzige Weg zu sein, die – wie er in seiner (zweibändigen) «Architektur-Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts» (1960, deutsch 1978) einleitend schreibt – «einzige Möglichkeit, das kulturelle Erbe der Vergangenheit zu begreifen und weiterzuführen». Nur durch Weiterführung bleiben wir davor bewahrt, daß unsere Altstadtviertel zu Museen werden, ihre Bewohner zu ihren Wächtern und beide zu touristischen Attraktionen.

Wenn es jetzt nicht gelingt, Denkmalschutz als gesellschafts- bzw. reformpolitische Aufgabe zu definieren, wird er künftig nicht als hervorstechende politische Zukunftsaufgabe verstanden werden. Sicherlich werden wir dann noch hier und dort in unseren Städten manches weitere blitzblanke, fein herausgeputzte alte Gebäude haben, auch Fußgängerzonen mit Pop und mancher Art, aber die Basis für eine menschenfreundliche Stadtstruktur würde verloren sein. Mit (touristischen) Inseln ohne wirkliches Leben in unseren Städten ist keinem außer Leuten wie Reisevermittlern gedient!

---

Nebeneinander: Ellwangen, Marktplatz 19 – eines von zwei Häusern, mit denen die Besitzer herausfordernde Beispiele für die künftige Gestaltung des gesamten Ensembles gegeben haben. Dafür wurde diesem Haus die Plakette des Peter Haag-Preises 1980 zuteil.  
Foto: Zirlik, Ellwangen



Wie soll man restaurieren, instandsetzen und modernisieren? Ich kenne nur ein einziges *Modell*, das diese Bezeichnung im Ernst verdient: in Bologna hat Denkmalschutz kommunalpolitische Priorität vor allen anderen Politiken (aber nicht gegen sie). Die Ligaturen stimmen durchgehend: es wurde für die Bürger und mit ihnen, nie gegen sie «saniert». Ich will ein paar wenige Kriterien dafür nennen, nicht um zum soundsovielten Male das bolognesische Modell vorzustellen, sondern weil sich daraus einerseits das gesellschaftspolitische Konzept erkennen läßt und andererseits ganz konkrete, auf andere Kommunen durchaus übertragbare Einsichten und Erkenntnisse ergeben könnten. Bologna ist für uns ein Lernprozeß!

Bologna nenne ich ein Modell,

1. weil Denkmalschutz hier von Anfang an als Maßnahme angewandter Gesellschaftspolitik – mit qualifizierter Bürgerbeteiligung – begriffen wurde;
2. weil Denkmalschutz hier im gesamten wirtschafts- und handelspolitischen Zusammenhang gesehen und entsprechend städtebaulich organisiert wurde;
3. weil greifbare Sanierungsergebnisse zwischenzeitlich vorliegen und dokumentiert sind;
4. weil die wissenschaftliche Forschung die bolognesischen Ergebnisse ausführlich kontrolliert und ausgewertet hat; und
5. weil nicht nur am Reißbrett, sondern in der Praxis jeweils unter strikter Mitwirkung von Betroffenen, auch der stadtteilansässigen Handwerker und Architekten – und nie vor Entscheidung durch den Ortsrat – saniert wurde.

Wir alle wissen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt: aber es ist immerhin nach meiner Auffassung kein schlechtes Silber, was da in der Hauptstadt der Emilia Romagna glänzt!

6.

Als wir 1972 begannen, im Europarat auf der Parlamentsseite das Europäische Denkmalschutzjahr auch inhaltlich vorzubereiten, waren wir nicht nur eine kleine, unbedeutende Minderheit unter den Politikern, sondern gingen noch von zum großen Teil falschen inhaltlichen Voraussetzungen aus. Was uns Deutschen schon durch den Begriff «Denkmal-Schutz» zu schaffen machte, galt inhaltlich auch für die anderen: die Einengung der Objekte auf die bedeutenden Architekturen Europas, seine Schlösser, Burgen, Kirchen und ehrwürdigen alten Rathäuser, eben die nationalen Kunstwerke. Erst in der allerletzten Phase der Vorbereitung, vor allem nach dem Studium des Konzepts von Bologna, wurde das Urbanum selber als politisches Ge-

samtensemble unter der Perspektive «integrierende Stadterneuerung» zum Schwerpunkt. Dennoch war es ein weiter Weg, bis (1978) eine Arbeitersiedlung, nämlich «Eisenheim» im Ruhrgebiet, einen «Kulturpreis» (die Innovationsgabe der KULTURPOLITISCHEN GESELLSCHAFT), erhielt. Ich muß die Diskussion um die Begriffserweiterung nicht im einzelnen nachzeichnen. Ich bringe das Ergebnis für mich auf den Nenner: *Denkmalschutz ist Menschenschutz*.

Aus der Erkenntnis von Erfolgen und Defiziten des Europäischen Denkmalschutzjahres ist eine neue Kampagne des Europarats konzipiert worden, die in vier Wochen in London eröffnet werden soll: eine Europäische Kampagne zur Stadterneuerung 1980/81. Für den Europarat, der auch diese Kampagne durch Pilot-Projekte begleitet, steht der Erhaltungsauftrag in Zusammenhang mit gesellschaftspolitischen Zielen. Diese sind in den Mittelpunkt gerückt. Die Kampagne 1980/81 will für die künftige Stadtentwicklung Maßstäbe setzen: Unsere Stadt, unser Leben, unsere Zukunft; dafür müssen Wandlung und Bewahrung in Einklang gebracht werden.

Es geht im einzelnen um folgende Ziele:

- die materielle Instandsetzung der vorhandenen Bausubstanz;
- Verbesserung des Lebensraums und der sozialen Infrastruktureinrichtungen;
- Förderung der Arbeitsplatzbeschaffung in den erneuerten urbanen Zonen;
- Bürgerbeteiligung vom Erneuerungsprozeß bis hin zur Fertigstellung;
- Entwicklung des Gemeinschaftsbewußtseins.

7.

In Rottweil werden mustergültige Leistungen im Denkmalschutz ausgezeichnet: nicht das Reden, sondern die Tat entscheidet. Nicht die Philosophie der Humanitas zählt, sondern das Her- bzw. Wiederherstellen von Exempla menschlichen Maßes. Stellen wir die Dinge also vom Kopf auf die Füße! Ohne Zweifel: Restaurieren ist besser als Interpretieren! Wir brauchen solche Beispiele, ganz konkrete und anschauliche Erfahrbarkeiten von Geschichte und Tradition als Korrektive: um unsere eigenen gegenwärtigen und zukünftigen Aufgaben und Probleme zu erkennen und zu bewältigen. Wir brauchen im Denkmalschutz viele, viele HECHTS, MAYERS und HAUEISEN-STRAUSS'; dazu wollte und sollte ich anstiften helfen.

---

Der Treppenaufgang des Hauses Nr. 19 am Ellwanger Markt zeigt, wie das Gebäude durch und durch wiederhergestellt worden ist. Foto: Zirlik, Ellwangen





## Die Pfullinger Gipsmühle

*Dietmar Böhringer*

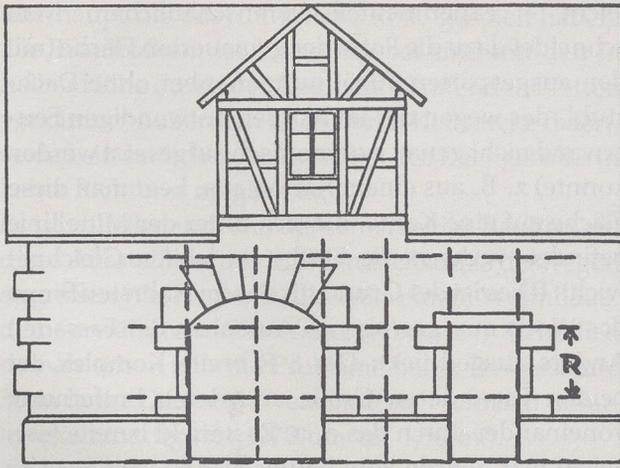
Die Pfullinger Gipsmühle ist ein bemerkenswertes und erhaltenswertes Baudenkmal, sowohl als Zeugnis der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung, als auch als individuelles technisches und architektonisches Baudenkmal (Prof. Dr. Paul, Kunsthistorisches Institut der Universität Tübingen); sie ist für die Agrarwirtschaft unseres Landes ein wichtiges historisches Zeugnis, für dessen Erhaltung alle Chancen genutzt werden sollten (Prof. Dr. Winkel, Universität Hohenheim); das Landesdenkmalamt weist darauf hin, es werde einem eventuell geplanten Abriß der Gipsmühle nicht zustimmen; dieses Kulturdenkmal müsse erhalten werden. Den Sitzungsberichten des Pfullinger Gemeinderates<sup>1</sup> nach zu schließen ist es aber gegenwärtig noch äußerst fraglich, ob das interessante und geschichtlich wertvolle Gebäude nicht trotzdem ersatzlos abgebrochen wird.

Wer die Hauptdurchgangsstraße durch Pfullingen benützt, dem wird wahrscheinlich das abgebildete Gebäude, die Gipsmühle, ins Auge fallen. Sie steht ca. 200 m südlich der Martinskirche an dem unlängst neu eröffneten Teilstück der B 312. Inmitten eines weiten, abgeräumten Sanierungsgebietes stellt sie

den letzten Überrest der ursprünglichen Bebauung dar. Solange noch nicht der Bauzaun für den «Wohnpark Klostersee» entlang dieses Straßensegments errichtet ist, ist sie kaum zu übersehen. Schon bei oberflächlicher Betrachtung fällt die eigenwillige Gliederung der Ostfassade auf, die der Straße zugekehrt ist. Bei genauerer Untersuchung lassen sich bemerkenswerte proportionale Zusammenhänge entdecken, die um so erstaunlicher sind, als die Mühle ursprünglich weitab von der Straße errichtet wurde und von dieser aus – wegen der davorstehenden Gebäude und der daran angrenzenden Obstgärten – kaum gesehen werden konnte. Verhältnismäßig leicht erkennbar ist die Tatsache, daß der Torbereich über einem Rasterfeld (mit dem

---

Zu den Abbildungen: Die zunächst unscheinbar wirkende Pfullinger Gipsmühle erweist sich bei näherer Betrachtung nicht nur als technisches Denkmal, sondern auch als Bauwerk von architektonischem Reiz. Jetzt ist sie vom Abbruch bedroht. – Alle Fotos und Zeichnungen (wenn nicht anders angegeben) vom Verfasser.



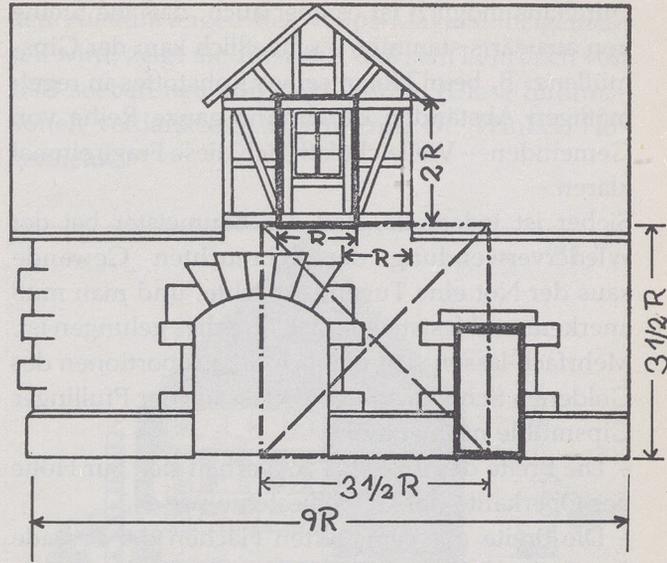
Rastermaß «R») konstruiert wurde: Die Wandfläche zwischen den beiden Toren und das große Tor selbst setzen sich aus je 4 Quadraten der Fläche  $R^2$ , das kleine Tor aus zwei solchen Quadraten zusammen. Der Flachbogen ist ein Segment des Umkreises um das große Tor, d. h. sein Mittelpunkt ist gleichzeitig der Mittelpunkt des Torquadrates. Die beiden Tangenten, die in den Eckpunkten an den Bogen gelegt werden, schneiden sich in Höhe der Oberkante der Gewölbesteine; diese Kante markiert die Begrenzungslinie des Rasterfeldes nach oben.

Die Strecke  $3R$  entspricht knapp der Breite des Zwerchgiebels. Seine durch die vertikale Dreiteilung entstehenden Rechteckflächen haben das Seitenverhältnis  $1:2$  wie das kleine Tor. Nimmt man jeweils die Balkenstärken hinzu, sind die 4 Flächen (von denen sich die drei im Giebel teilweise überschneiden) fast kongruent.

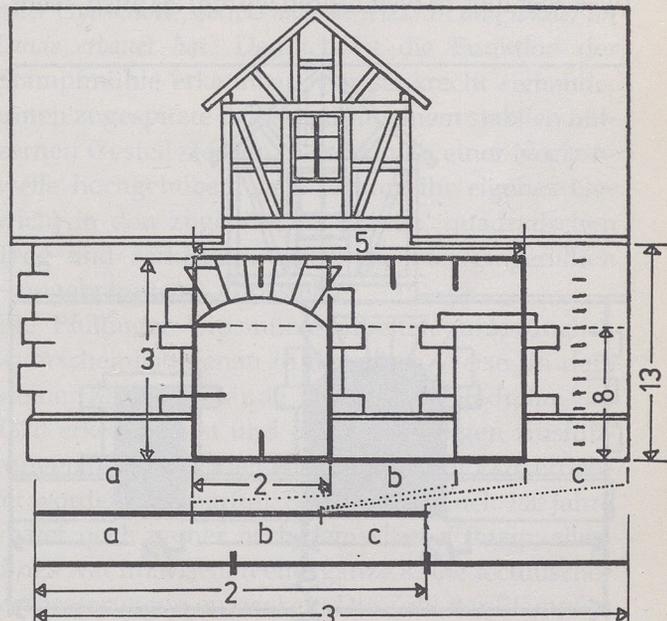
Die Höhe vom Fußboden bis zur Unterkante des Fachwerk-Zwerchgiebels entspricht dem Abstand zwischen den beiden Tor-Mittellinien ( $3\frac{1}{2}R$ ). Die gemauerte Fläche der Fassade hat die Breite  $9R$ , ist also dreimal so breit wie die Summe der beiden Torbreiten.

Schon damit kann festgestellt werden, daß die Größen dieser Ostfassade nicht frei gewählt, sondern auseinander errechnet wurden. Erkennbar ist außerdem, daß sie sich fast ausnahmslos auf das Rastermaß  $R$  beziehen.

Dieses Maß wurde dem Baumeister offensichtlich von den sorgfältig behauenen Sandsteingewänden geliefert – oder auch «aufgezwungen»: Diese rühren nämlich eindeutig von einem älteren Gebäude her, was erstens daran zu erkennen ist, daß sie nicht auf die Mauerstärke abgestimmt sind (das Originalmauerwerk muß noch wesentlich dicker gewesen sein als das  $60\text{ cm}$  starke der Gipsmühle); zweitens handelt es sich nicht um Tor-, sondern um typische Fenstergewände. Von welchem Gebäude sie stammen, konnte bisher noch nicht geklärt werden. Fest



steht nur, daß es ein besonderes, herausragendes gewesen sein muß; Originalmauerstärke, Dimensionierung und die sorgfältige Bearbeitung deuten darauf hin. Von Pfullingen selbst kämen nur zwei Komplexe in Frage, in denen Fenster dieser Größenordnung vorhanden gewesen sein könnten, nämlich Schloß und Kloster. Vom Pfullinger Schloß, dessen Nordflügel 1835 abgebrochen wurde<sup>2</sup>, scheinen die Steine aber nicht zu stammen. Zwar wurden die dortigen Fenstergewände aus dem gleichen oder zumindest aus einem ähnlichen Sandstein hergestellt, doch weisen sie eine doppelte gerundete Hohlkehle auf, während an der Gipsmühle nur eine einfache Kehle mit quadratischem Querschnitt besteht. Naheliegender wäre es also, daß die Steine vom benachbarten Kloster herrühren, wo u. a. 1826 der Kreuzgang abgebrochen wurde<sup>3</sup>.



Durchaus möglich ist es aber auch, daß die Steine von auswärts stammen – schließlich kam der Gipsmüller z. B. beim Holen seines Rohstoffes in regelmäßigen Abständen durch eine ganze Reihe von Gemeinden. – Vielleicht läßt sich diese Frage einmal klären.

Sicher ist jedenfalls, daß der Baumeister bei der Wiederverwendung der gebrauchten Gewände «aus der Not eine Tugend» machte, und man muß anerkennend feststellen, daß ihm dies gelungen ist. Mehrfach lassen sich nämlich die Proportionen des Goldenen Schnitts an der Ostfassade der Pfullinger Gipsmühle nachweisen:

- Die Breite des großen Tors verhält sich zur Höhe der Oberkante der Gewölbesteine wie 2:3.
- Die Breite der gemauerten Flächen der Fassade (im Torbereich) verhält sich zur Gesamtbreite wie 2:3.
- Die Höhe des Rasterfeldes verhält sich zu dessen Breite wie 3:5.
- Die markanteste horizontale Rasterlinie (Oberkante der Türpfosten) verhält sich zur Gesamthöhe der gemauerten Fläche (bis Unterkante Dachtrauf) wie 8:13.

Während die beiden ersteren Proportionen nur grob in die Richtung des Goldenen Schnitts weisen, handelt es sich bei den beiden letzteren um gute bis sehr gute Näherungen.

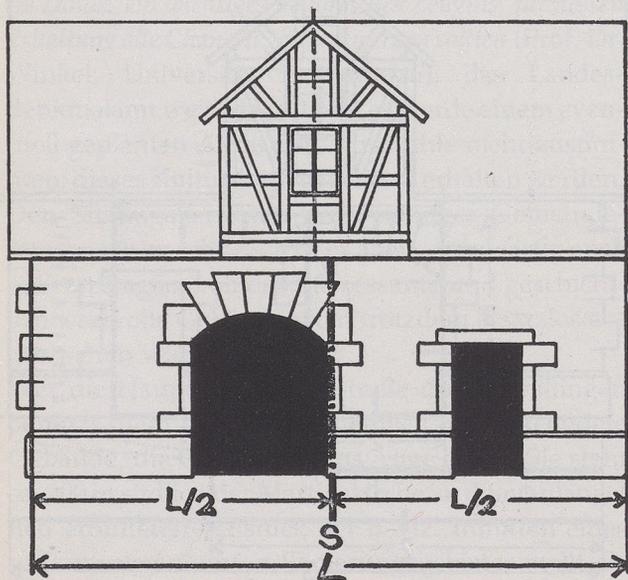
Die interessanteste Entdeckung bei den bisher vorliegenden proportionalen Untersuchungen bezieht sich auf den Platz, den der Baumeister den beiden Toren innerhalb der Ostfassade zugewiesen hat. Auffällig ist zunächst, daß er das große Tor mehr ins Zentrum, das kleine dagegen mehr an den Rand gerückt hat. Der Grund, der ihn dazu bewogen hat, läßt sich sowohl mathematisch exakt nachweisen (was aber hier zu weit führen würde) als auch – sehr

leicht – experimentell veranschaulichen: Man schneidet dazu die Form der gemauerten Fläche (mit den ausgesparten Türöffnungen, aber ohne Dachstuhl, der wegen der im Norden notwendigen Feuerwand nicht genau symmetrisch aufgesetzt werden konnte) z. B. aus einem Karton aus. Legt man diese Fläche auf eine Kante, die sich unter der Mittellinie befindet, verharrt die Fläche im labilen Gleichgewicht. (Dies ist der Grund für das im wahrsten Sinne des Worts aus«gewogene» Aussehen der Fassade!) Anders ausgedrückt: Der 5 R breite Komplex der beiden Tore, deren Größe und deren Entfernung voneinander durch das o. a. Rasterfeld bereits festgelegt war, wurde vom Baumeister so weit aus der Mitte der Fassade geschoben, bis die Schwerlinie S mit der Mittellinie der gemauerten Fläche identisch war.

Wer aber war er, der bei diesem kleinen, versteckt gelegenen Mühlengebäude solche Sorgfalt auf die Fassade aufwandte? Wir wissen es (noch) nicht. Nicht auszuschließen ist es aber, daß uns die Kunsthistoriker, die hier vielleicht die «Handschrift» eines von anderen Gebäuden bekannten Baumeisters entdecken, einmal diese Frage zuverlässig beantworten können.

Die ausgeklügelte Fassade, bei der alles auf klaren Gesetzmäßigkeiten beruht, einzelnes mathematisch exakt berechnet und nichts zufällig ist, weist eindeutig auf die Bauepoche hin, der dieses Gebäude zuzurechnen ist: Es ist der Klassizismus, eine um 1770 aufgekommene Kunstrichtung, die sich am Formenschatz und an den proportionalen Regeln der Antike orientierte und die sich (neben anderen) bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts hielt. Dies stimmt überein mit den anderen Anhaltspunkten, die wir über die Erbauungszeit haben: Auf dem ersten Pfullinger Stadtplan von 1820<sup>4</sup> ist an dieser Stelle noch ein kleines, schmales Mühlengebäude vorhanden, auf dem zweiten von 1843<sup>5</sup> dagegen das unregelmäßige Viereck des jetzigen Gebäudes. Damit kann der Erbauungszeitpunkt auf diese 23 Jahre eingegrenzt werden.

Bemerkenswert an der Gipsmühle ist (neben den erwähnten proportionalen Besonderheiten der Ostfassade) auch die extrem stabile Ausführung der Holzkonstruktion. So wurden unter der Balkendecke drei diagonal verlaufende Unterzüge angeblattet, die von den Ecken bis ungefähr zur Mitte der Decke verliefen. Sie sollten das Gebäude horizontal aussteifen. Um den Dachstuhl zu stabilisieren, wurden liegende Stuhlwände eingebaut. Schließlich lassen die beiden sich gegenüberliegenden Zwerchgiebel erkennen, daß für ihre Konstruktion ebenfalls Stabilisierungsgründe eine wesentliche, wenn nicht



überhaupt die ausschließliche Rolle gespielt haben: Die Traufbalken der Zwerchgiebel sind mit den in halber Höhe durch den Dachstuhl laufenden Pfetten verkämmt, außerdem noch durch Keilstücke fixiert, so daß ein seitliches Ausweichen des Dachgebälks in keine Richtung möglich ist.

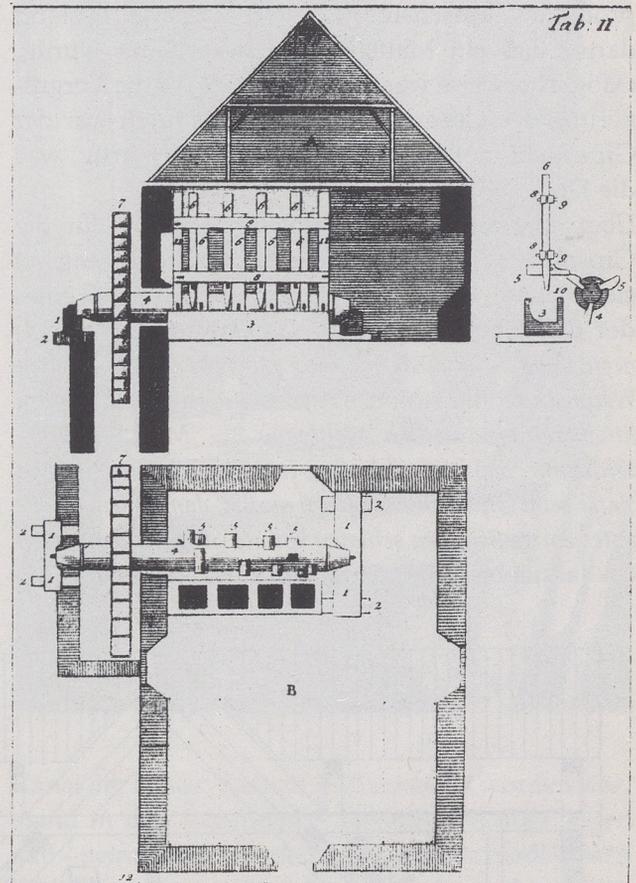
Es ist naheliegend, daß der seinerzeitige Bauherr auf diese Aussteifung des Mühlendachstuhls deswegen so großen Wert legte, weil er mit seinem Wohnhaus, dem erwähnten «Zwiefalter Abtshof», sicherlich damals schon enorme Probleme hatte: Der gesamte 30 m lange Dachstuhl verschob sich nämlich parallelogrammartig (bis 1978 um ca. 1,50 m!).

Nicht auszuschließen ist aber auch, daß diese Zwerchgiebel-Dachkonstruktion damals bei derartigen Mühlengebäuden häufig verwendet wurde – schließlich waren sie starken Erschütterungen ausgesetzt und mußten daher besonders stabil sein. Jedenfalls ist auf einem historischen Gemälde aus der Zeit der Jahrhundertwende oder früher, das die andere Pfullinger Gipsmühle zeigt, ein Zwerchgiebel erkennbar, der denen der hier beschriebenen Gipsmühle genau gleicht<sup>6</sup>. Sollte die obige Vermutung zutreffen, dann würde die Pfullinger Gipsmühle von der Dachkonstruktion her gesehen einem eigenständigen Bautyp angehören, von dem möglicherweise früher viele Beispiele existierten, die aber größtenteils abgegangen oder umgebaut worden sein dürften.

Aus der «Beschreibung des Oberamts Reutlingen» von 1824 erfahren wir zum einen, daß damals im Oberamt 7 Gipsmühlen bestanden; außerdem den Grund der Gipszerkleinerung: *Von künstlichen Düngemitteln wird nur in einzelnen Gegenden . . . , hauptsächlich um den Trieb der Hülsenfrüchte zu befördern, der Gips angewendet, der in der Gegend zwischen Rottenburg und Tübingen geholt wird.* (Es handelte sich dabei – nach frdl. Mitteilung von Herrn Friedrich List sen., Pfullingen – um Gipsbrüche z. B. von Entringen, Breitenholz, Reusten und Gültstein.)

Diese Düngeweise geht zurück auf den unter dem Namen «Gips-Mayer» bekanntgewordenen Kupferzeller Ortspfarrer, der sich sehr für eine Verbesserung der landwirtschaftlichen Erträge einsetzte. Er glaubte, im Gips ein vorzügliches mineralisches Düngemittel entdeckt zu haben. Obwohl sich zunächst erhebliche Widerstände gegenüber der Gipsdüngung erhoben, konnte sich Mayers Meinung schließlich durchsetzen, insbesondere dank seiner Veröffentlichungen von 1768 und 1773<sup>7</sup>. Bereits seit etwa 1760 wurde Gips in Württemberg als Düngemittel genutzt (insbesondere für Klee, Hülsenfrüchte und Raps), wobei 4–20 Zentner je Hektar ausgebracht wurden. – Die Bedeutung, die heute

den Ausführungen des «Gips-Mayers» beigegeben wird, zeigt die Tatsache, daß sein Lehrbuch von 1773 soeben neu aufgelegt wurde. (Diese Informationen verdanke ich Herrn Prof. Dr. Winkel, Hohenheim.)



Die Zeichnung einer Gipsmühle aus dem Lehrbuch des Pfarrers Johann Friedrich Mayer

Mayer bringt in seinem Lehrbuch u. a. die Zeichnung einer Gipsmühle, so wie man sie jetzt hin und wieder im Lande erbaut hat. Deutlich ist die Funktion der Stampfmühle erkennbar: vier senkrecht stehende, unten zugespitzte Balken, die in einem stabilen hölzernen Gestell stecken, werden von einer Nockenwelle hochgehoben, fallen durch ihr eigenes Gewicht in den zugehörigen kleinen, quadratischen Trog und zerkleinern dabei die hier eingefüllten – ungebrannten – Gipssteine.

Die Pfullinger Gipsmühle arbeitete ursprünglich wahrscheinlich genau in derselben Weise (in dem kleinen Mühlengebäude, das auf dem Stadtplan von 1820 erkennbar ist und das – den obigen Ausführungen nach zu schließen – um das Jahr 1770 errichtet worden sein dürfte). Sie arbeitete auch 140 Jahre später noch immer nach demselben Prinzip; allerdings war inzwischen eine ganze Reihe technischer Verbesserungen entwickelt: Die Zahl der Stampfen

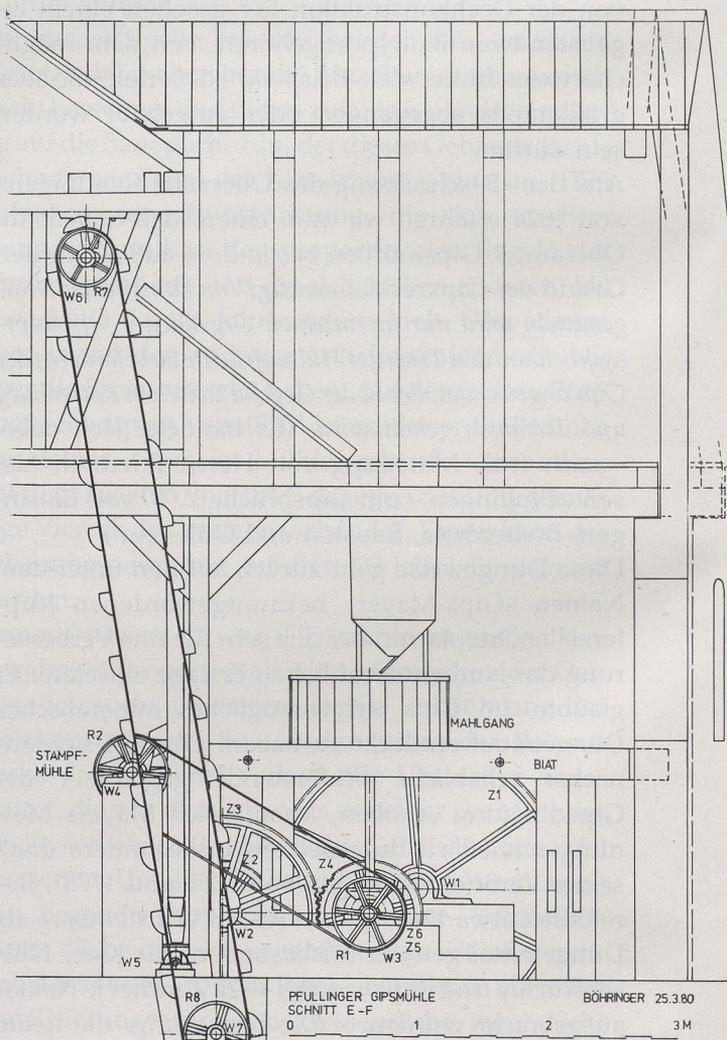
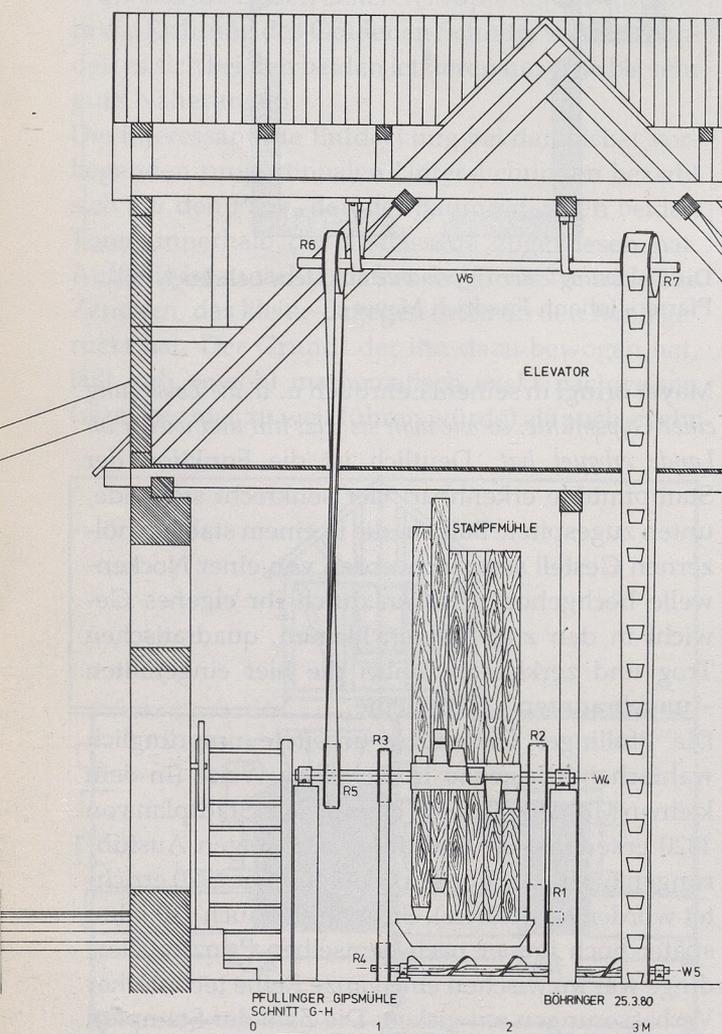
war auf 6 erhöht; sie standen näher beisammen und waren unten meißelartig mit Eisen beschlagen. Der auf Walnußgröße zerkleinerte Gips fiel durch einen eisernen Rost, so daß die Stampfen nicht mehr abgestellt werden mußten, wenn der zerkleinerte Gips entfernt werden sollte. Die für die Qualität des Endproduktes entscheidende Verbesserung bestand darin, daß ein Mahlgang nachgeschaltet wurde. (Möglicherweise war dies der Anlaß für die Vergrößerung des Gebäudes um 1830!) Dadurch war der Gips nicht mehr schotter-, sondern mehlig, was die Düngewirkung erhöhte.

Über eine technische Errungenschaft, die für die Gipsmüller eine erhebliche Arbeitserleichterung mit sich brachte, berichtet Friedrich List, ein Enkel eines der drei letzten Pfullinger Gipsmüller: *Der zerkleinerte Gips . . . wurde . . . mit aus Weiden geflochtenen Wannen oder Blechwannen auf dem Kopf die zwei Treppen hinaufgetragen in den Mahlgang . . . Mein Vater erzählte mir, daß er als Schulbub frühmorgens öfters seinen Vater beim Gipsmahlen ablösen mußte, damit mein Großvater einige Stunden schlafen konnte, denn in der Saison (ca. Januar bis März, Anm. des Verfassers) wurde Tag*

*und Nacht gemahlen. Das wurde zur Zeit meines Vaters dadurch erleichtert, daß unterhalb des Rostes eine Transportschnecke eingebaut wurde, anschließend ein Elevator, der den Gips nach oben zum Mahlgang beförderte, denn mein Vater hätte ja als Schulbub nicht die vollen Wannen auf dem Kopf nach oben tragen können.*

Die Einteilung der Gipsmühle ermöglichte einen harmonischen Arbeitsablauf: Der mit frisch gebrochenen Gipssteinen beladene Wagen wurde rückwärts durch das große Tor in die Gipsmühle geschoben. Die Steine wurden zunächst in dem freien Teil der Mühle gelagert (linkes Viertel des Innenraumes), dann von Hand soweit zerschlagen, daß sie in die Stampfmühle paßten. Der fertige, staubfein zermahlene Gips rieselte in die vordere rechte Ecke der Gipsmühle. Hier wurde er entweder direkt verkauft, wobei mit einem Simrmaß gemessen wurde, oder er wurde auf den zweirädrigen «Gipskarren» geladen, der zu dem kleinen Tor hinausgeschoben wurde und mit dem der Gips zu den Verkaufslagerstätten gefahren wurde, die den verschiedenen Besitzern gehörten.

Kunden bei der Pfullinger Gipsmühle waren vor-



wiegend die Bauern von der Reutlinger Alb. *Wenn sie Holz oder Kartoffeln nach Reutlingen zum Markt brachten, nahmen sie als Rückfahren den Düngegips mit*, berichtet Friedrich List. An den Abenden solcher Markttagge konnte der Andrang dann gewaltig werden: Es wird berichtet, bis zum Gasthaus «Zur Traube» hätten sich manchmal die Fuhrwerke gestaut – das wäre eine Schlange von 700 m Länge oder ca. 70 Fuhrwerken gewesen! – Da die Zufahrt zur Gipsmühle nur durch die Scheune des Besitzers hindurch möglich, diese aber so schmal war, daß keine zwei Fuhrwerke aneinander vorbeikamen, soll es hier öfters zu handfesten Streitereien zwischen den Albbauern gekommen sein.

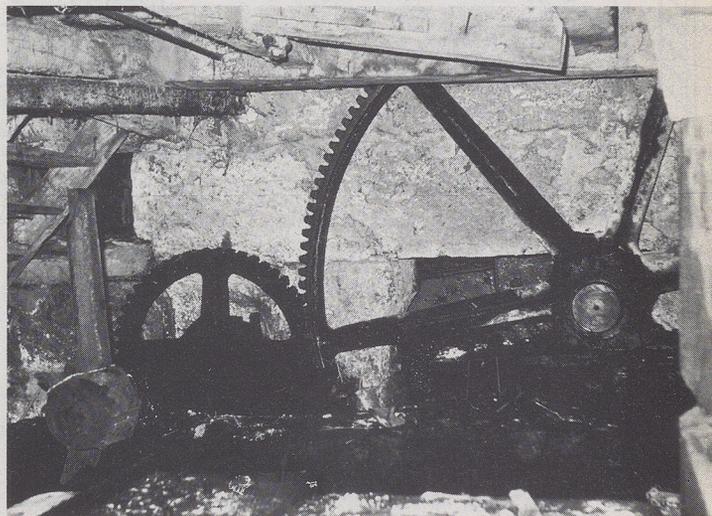
Als um 1880 aufgrund von Erbteilungen die Mühle zunächst zwei, schließlich sogar drei Besitzern gemeinsam gehörte, scheint es unter diesen zumindest zeitweise zu einem recht ausgeprägten Konkurrenzkampf gekommen zu sein. Dazu erzählt man sich eine nette Anekdote: Die Söhne des einen Besitzers seien abends den aus Reutlingen zurückkommenden Fuhrwerken entgegengegangen und hätten den Bauern zugerufen: «Gell, ihr kauft doch bei meim Vadder!» Die Frau eines anderen Besitzers sei dagegen noch schlauer gewesen: Schon in aller Frühe habe sie die von der Alb kommenden Fuhrwerke angehalten und die mitgebrachten leeren Gipssäcke eingesammelt!

Über das Ende der Gipsmühlen berichtet Friedrich List: *In den Jahren etwa um 1895 ging der Verbrauch an Düngegips sehr stark zurück, weil 1. das Thomasmehl aufkam, als Nebenprodukt bei den Hochöfen im Ruhrgebiet und Saargebiet, 2. die künstlichen Düngemittel auftauchten. Die Gipsmüller waren gegen diese Konkurrenz machtlos. Sie wehrten sich wohl, indem sie die Produktion von Roman-Zement aufnahmen* (und vorher offenbar bereits die Produktion von gebranntem Gips zu Bauzwecken. Anmerkung d. Verf.) *Dieser wurde aus gebranntem Kalk und Schiefersteinen hergestellt. Die gebrannten Steine bezogen sie aus der Gegend von Gomaringen und Mössingen. Aber auch das Zementgeschäft florierte nicht so richtig, weil der Roman-Zement dem inzwischen entwickelten Portland-Zement der großen Werke in Nürtingen, Blaubeuren, Lauffen a. N. qualitätsmäßig unterlegen war. Der Brennofen, den der Nachfolger meines Großvaters . . . laut Plan vom 14. Nov. 1899 bauen wollte, ist meiner Ansicht nach nie gebaut worden. . . . Der Bau der Eisenbahn kurz nach der Jahrhundertwende, Strecke Tübingen–Herrenberg, an der mehrere moderne Gipswerke mit direktem Anschluß an die Bahn entstanden, hat der Gipsmühle vollends den Todesstoß gegeben. Um das Jahr 1910 muß es gewesen sein, als die Gipsmühle ihre Mahltätigkeit einstellte.*

Die Kraft des mittelschlächtigen Wasserrades am 2/8

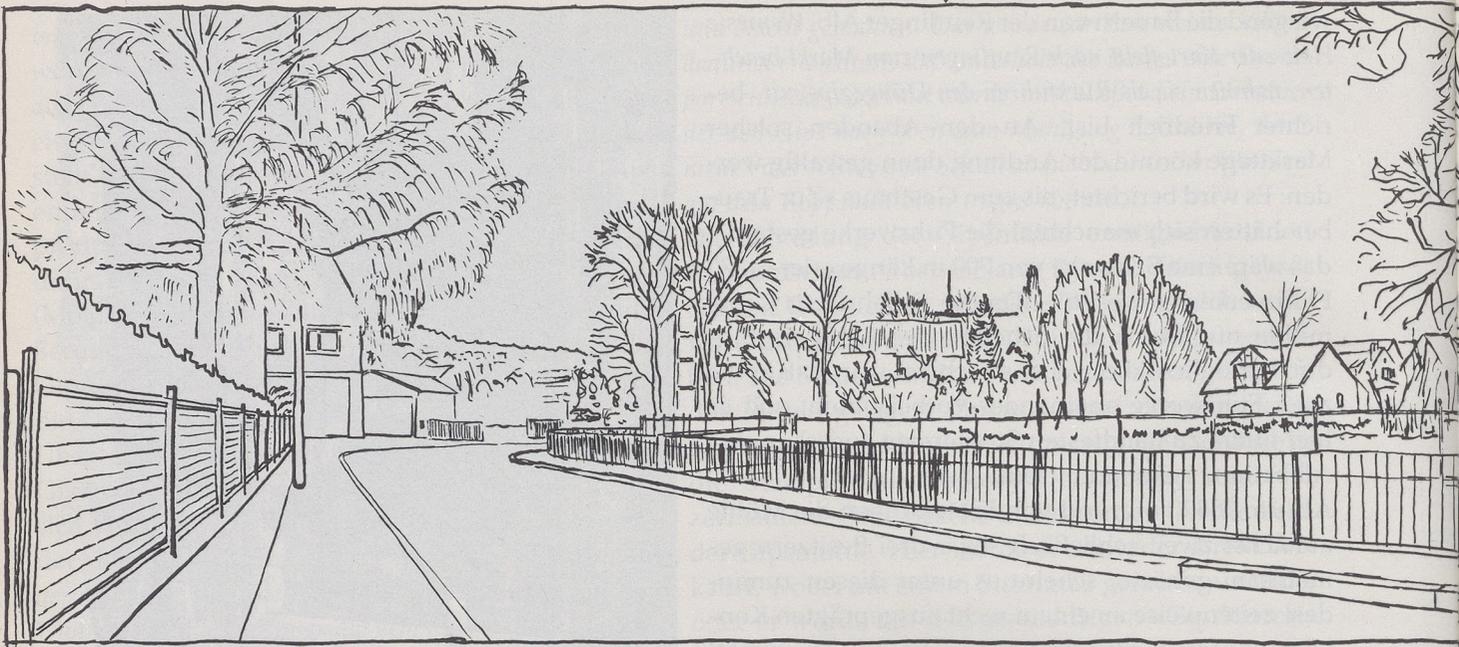


Kanal der Echaz, das erst 1905 erneuert worden war, stand in den folgenden 7 Jahrzehnten aber selten still – seine Kraft wurde zu den unterschiedlichsten Tätigkeiten ausgenützt: Eine Dreschmaschine, eine Kreissäge, eine Mosterei wurden von ihr angetrieben; um 1920 «pachtete» sie der benachbarte Wagner und leitete sie über eine lange Stahlseil-Transmission zu seiner Bandsäge; schließlich lieferte sie bis 1978 dem Besitzer elektrische Energie für sein umfangreiches Anwesen.

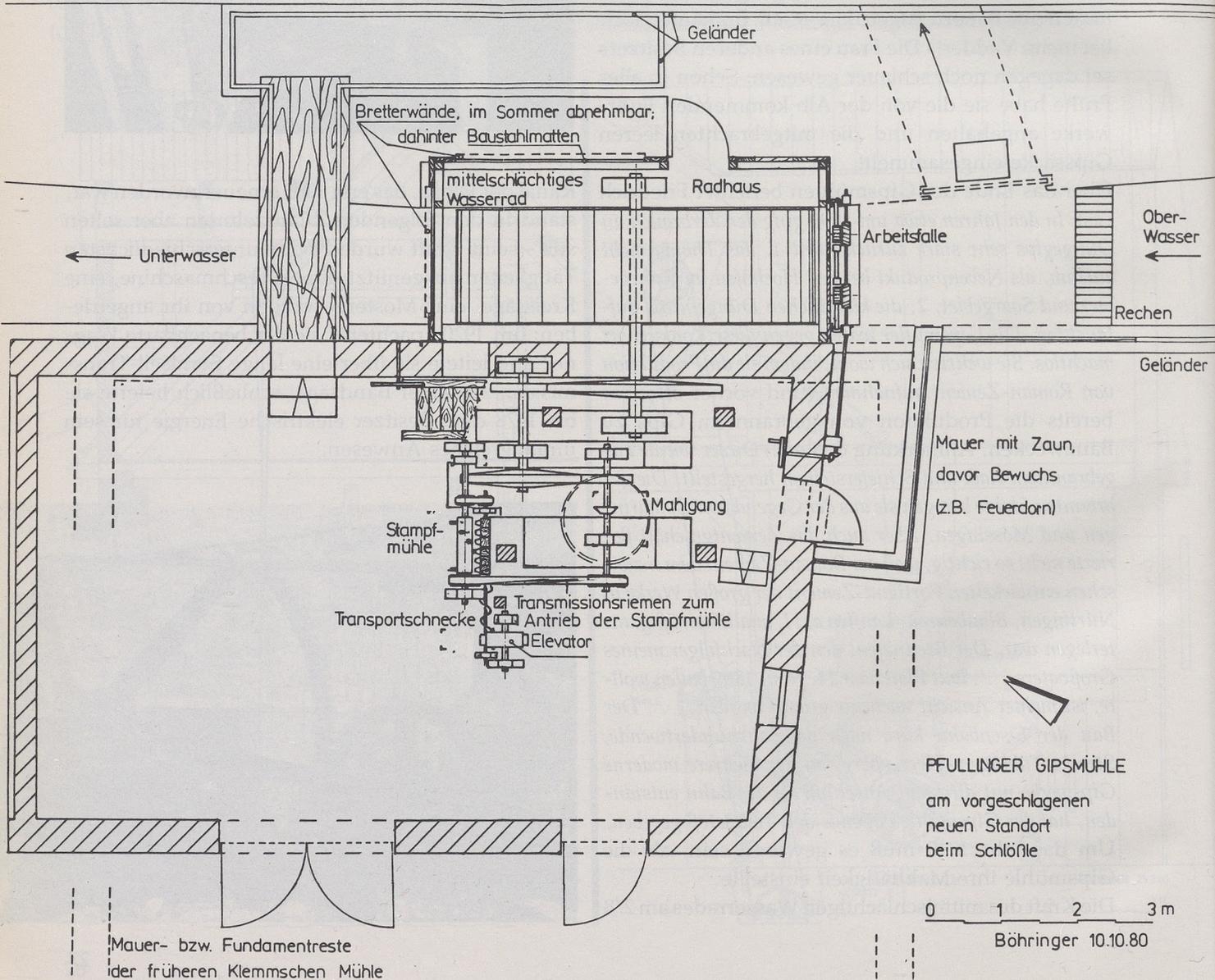


SCHLOSS

GIPSMÜHLE



← 7/8-Echaz



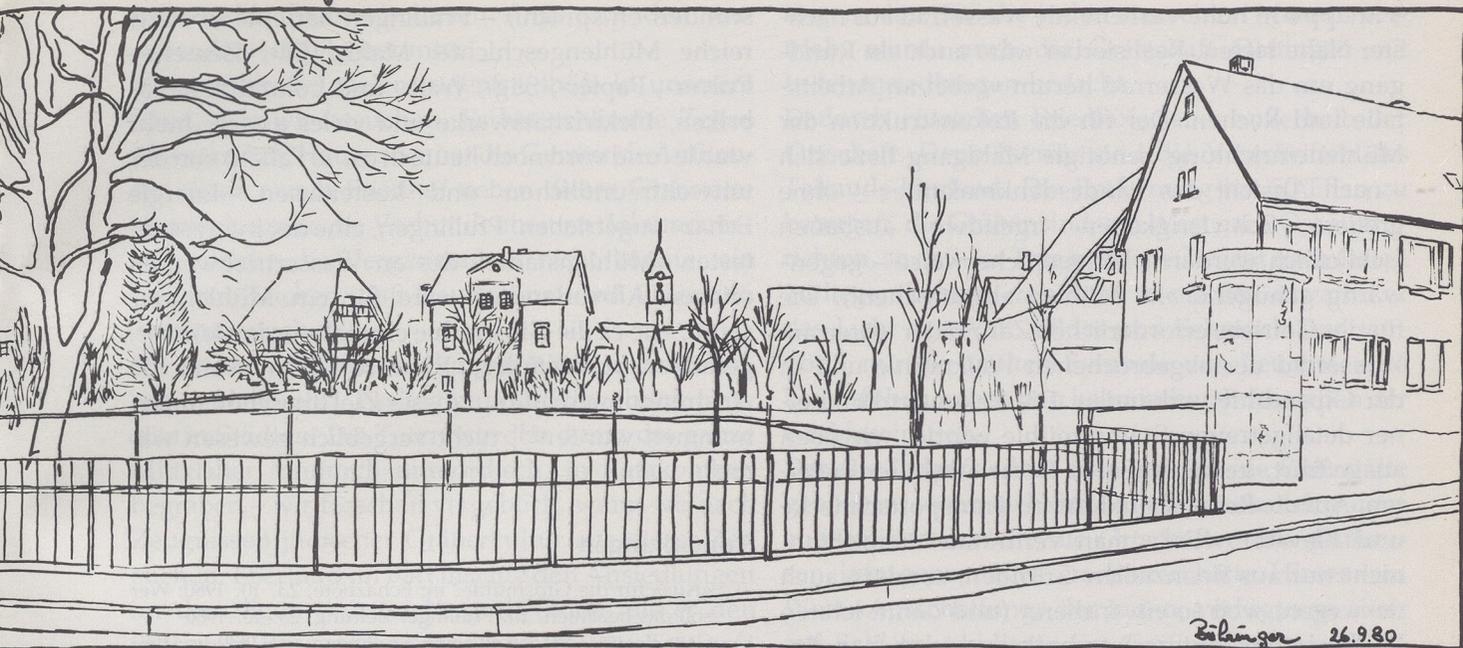
PFULLINGER GIPSMÜHLE

am vorgeschlagenen neuen Standort beim Schlöfle

0 1 2 3 m

Böhlinger 10.10.80

Mauer- bzw. Fundamentreste der früheren Klemmschen Mühle



Das Gebäude selbst verschwand hinter mehreren Schuppenanbauten; in den 4 m hohen Mühlenraum wurde ein Zwischenboden eingebaut. Der größte Teil der Mühleneinrichtung wurde um 1930 entfernt. Der letzte Besitzer, der an eine Erhaltung der Gipsmühle nicht glaubte, zersägte Ende 1978 einen Teil des eichenen Mahlbodens zu Brennholz; glücklicherweise konnte aber der wichtigste Teil des Gebälks sowie die Treppe buchstäblich in letzter Minute sichergestellt werden.

1979, beim Abräumen des «Quartiers IV», in dem die Gipsmühle steht, fielen u. a. die letzte noch arbeitende Mahlmühle, ein Gerberhaus des 17. Jahrhunderts mit den charakteristischen Balkonen, ein Gerberhaus mit barockem Mansardendach und der erwähnte «Zwiefalter Abtshof» von 1541 der Spitzhacke zum Opfer.

Bei diesem Abbruch eines ganzen historischen Ensembles konnte wenigstens erreicht werden, daß die Gipsmühle «vorläufig einmal» erhalten blieb. Von Mitgliedern des Pfullinger Geschichtsvereins wurde sie provisorisch instandgesetzt.

Einerseits aufgrund von detaillierten Beschreibungen einiger älterer Pfullinger Bürger, die die Einrichtung noch gekannt hatten, andererseits aufgrund des in der Gipsmühle noch Vorhandenen (Wasserrad, Getriebereist und Spuren von Ausgebautem) konnte die gesamte Einrichtung gezeichnet werden, z. T. zentimetergenau. Noch fehlende Details lassen sich ergänzen anhand von Exponaten im Heimatmuseum Spittal/Kärnten – dort befinden sich die bisher einzigen dem Verfasser bekannten Reste ei-

ner Stampfmühle, die der Pfullinger Gipsmühle vergleichbar sind. Sicher haben sich auch anderswo ähnliche Reste erhalten. Der Verfasser wäre für Hinweise aus der Leserschaft sehr dankbar!

*Die Einrichtung (der Pfullinger Gipsmühle) . . . kann zuverlässig rekonstruiert werden*, heißt es in einer Veröffentlichung des Landesdenkmalamtes<sup>8</sup>.

Da die Planung der Neubebauung keine Rücksicht auf dieses Gebäude nahm (was möglich gewesen wäre), kann es am originalen Standort nicht verbleiben, sondern muß – wenn es erhalten werden soll – transloziert werden. Ein idealer Standort wäre für diesen Fall bereits gefunden: In dem neu angelegten «Schloßpark» blieb, als man hier 1978 eine alte Walkmühle abbrach, deren Wasserrad erhalten. Daran könnte man nun die Gipsmühle anbauen. Sie würde damit in nächster Nachbarschaft zum «Pfullinger Schloß», zum «Schlößle» (das gegenwärtig restauriert und als Heimatmuseum eingerichtet wird) und zu einer Mahlmühle (die in ferner Zukunft museal eingerichtet werden soll) zu stehen kommen. Dieser Standort wäre bestens geeignet dafür, hier ein Mühlenmuseum einzurichten. Die umgekehrte Fließrichtung des Antriebsgewässers hinter der Gipsmühle (was ursprünglich als großer Mangel empfunden wurde) erwies sich bei genauerer Untersuchung als unbedeutend. Gleichzeitig würde sich eine interessante Möglichkeit ergeben: Hinter der bisher zur Arbeitsfalle führenden Türe könnte ein Steg beginnen, der über das Unterwasser zu einer bestehenden Plattform führen würde. Von hier aus würde sich ein imposanter Blick auf das ganze

– knapp 5 m hohe – arbeitende Wasserrad aus nächster Nähe bieten. Realisierbar wäre auch ein Rundgang um das Wasserrad herum vorbei an Arbeitsfalle und Rechen. Der für die Rekonstruktion der Mühleneinrichtung benötigte Mahlgang ließe sich – nach Ansicht des Landesdenkmalamtes – ohne größere Schwierigkeiten irgendwo ausbauen (schließlich werden – bedauerlicherweise – gegenwärtig genügend alte Mühlen abgebrochen!). Die für das Getriebe erforderlichen Zahnräder wären am Wasserrad der abgebrochenen Walkmühle und in der Gipsmühle vorhanden. Die Rekonstruktion einer detailgetreuen Stampfmühle würde, wie oben ausgeführt, keine größeren Schwierigkeiten bereiten. Auf die Rekonstruktion von Transportschnecke und Elevator würde man vermutlich verzichten, nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern auch deswegen, weil so ein früherer (und damit letzten Endes interessanterer) technikgeschichtlicher Zustand dokumentiert würde.

Welche Bereicherung die wieder funktionsfähige Gipsmühle für Pfullingen darstellen würde, geht z. B. aus der Tatsache hervor, daß es bisher im gesamten Regierungsbezirk nur ein einziges der Öffentlichkeit zugängliches Mühlenmuseum gibt, nämlich die Hammerschmiede am Blautopf.

Bereits 1089 wird die erste Mühle in Pfullingen urkundlich genannt<sup>9</sup>. An mindestens 29 Plätzen liefen in Pfullingen im Laufe der Zeit Wassertriebwerke; 1624 waren es 10<sup>10</sup>, 1824 dann 12<sup>11</sup>, 1893 schließlich 24<sup>12</sup>. (Diese 24 Wassertriebwerke hatten übrigens zusammen *über 600 Pferdekkräfte*, was immerhin einer Jahresgesamtleistung von ca. 4 Millionen Kilowatt-

stunden entsprach!) – Pfullingen hat eine überaus reiche Mühlengeschichte: Mahl-, Öl-, Zement-, Pulver-, Papier-, Säg-, Walk- und Lohmühlen, Fabriken, Elektrizitätswerke und vieles andere mehr wurde (und wird noch heute in ca. 10 Fällen) von der umweltfreundlichen und kostenlosen «Energie Echaz» angetrieben. Pfullingen, eine der interessantesten «Mühlenstädte» des an Wassertriebwerken reichen Albvorlandes, wäre für ein Mühlenmuseum, wie es die Gipsmühle einmal werden könnte, geradezu prädestiniert. Es wäre schön, wenn die Anstrengungen, die auf dieses Ziel hin schon unternommen wurden<sup>13</sup>, nicht vergeblich gewesen wären.

#### Anmerkungen

- 1 «Aus» für die Gipsmühle? in: Echazbote, 23. 10. 1980; Wer soll das bezahlen? in: Pfullinger Zeitung, 23. 10. 1980
- 2 CARL BAMES: Ortschronik von Pfullingen seit 1830, in: Beiträge zur Pfullinger Geschichte 1/1980, S. 17
- 3 WILHELM KINKELIN: Das Pfullinger Heimatbuch, 1956, S. 78
- 4 Beiträge zur Pfullinger Geschichte 1/1980, S. 16
- 5 a.a.O. S. 39; hier «1840» datiert
- 6 a.a.O. S. 23; die drei Wasserräder trieben gleichzeitig einen Schmiedehammer, der die Gipsmühleneinrichtung noch etwas überdauerte.
- 7 JOHANN FRIEDRICH MAYER: Die Lehre vom Gyps als einem vorzüglichen Dung . . . , Ansbach 1768; und: Lehrbuch für die Land- und Hauswirte . . . , Nürnberg 1773
- 8 H. KRINS, R. SCHOLKMANN: Mühlen, Untergang eines Bautyps? in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 3/80, S. 88
- 9 a.a.O.
- 10 a.a.O.
- 11 Oberamtsbeschreibung Reutlingen 1824
- 12 Oberamtsbeschreibung Reutlingen 1893
- 13 D. BOHRINGER: Die Bemühungen um die Erhaltung der Pfullinger Gipsmühle, in: Geschäftsbericht 1980 des Museumsvereins für Technik

## Wanderungen in die Vergangenheit (5): Wolfgang Irtenkauf Judenfriedhof Aufhausen

Wanderungen in die Vergangenheit sollen nicht nur auf leicht faßliche Weise Historisches aufspüren, sondern auch mit der von uns wohl nie zu bewältigenden Vergangenheit konfrontieren. In der Geschichte geht es auch um Schuld – wir sollen und dürfen sie nicht aussparen, wegwischen, verdrängen, so tun, als wäre nichts gewesen. Wer oft mit Gruppen im Land unterwegs ist, weiß, daß man Betroffenheit nie stärker und spontaner erleben kann als auf den vielen Judenfriedhöfen unserer Heimat. Einen von den vielen wollen wir heute besuchen, den von Aufhausen nahe Bopfingen, unmittelbar

bevor wir das Ries erreichen. Wir sind an der kleinen Haltestelle Aufhausen der Eisenbahnlinie Aalen–Nördlingen ausgestiegen – der Autofahrer kann hier die vielbefahrene Bundesstraße verlassen und durch den Ort bis unmittelbar vor den Judenfriedhof fahren – und haben uns der Markierung des Albvereinsweges anvertraut. Unser Weg geht langsam bergan, bis wir nach einer leichten Kehre schon nach wenigen Minuten vor einem ummauerten Platz stehen, in dem verstreute Grabsteine von der Wohnstätte der Toten künden. Eine alte Burgruine, der Schenkenstein, versteckt sich am Abhang des Hü-

gels. Kahle Bäume schauen rings von den umgebenden Hügeln herunter.

Es ist einer der vielen Judenfriedhöfe in unserem Land, den wir besuchen. Er hat schlimme Zeiten überstanden. Heute aber hat die Gemeinde Aufhausen ihren neuen Friedhof neben dieser Grabstätte angelegt, um so die Verbundenheit zu dokumentieren, welche die Vergangenheit nicht kannte, ein weiteres Zeichen, daß Deutschtum und Judentum zusammengehören.

Die ältesten Judenansiedlungen Württembergs waren in Heilbronn, Esslingen und Schwäbisch Hall, also in Städten. Die Toten wurden durch das ganze Mittelalter hindurch unterirdisch, in Katakomben begraben – wir forschen vergeblich, wenn wir nach Zeugnissen jüdischer Gräberkultur aus dieser Zeit suchen. Eberhard im Bart machte den Ansiedlungen im damaligen Württemberg ein Ende, als er den jüdischen Bürgern den Aufenthalt verwehrte und sie seines Herzogtums verwies.

Die Folge war – und dies erklärt das Vorhandensein eines solchen Friedhofes am Rande des Härtsfeldes –, daß die Vertriebenen in freiherrliche, gräfliche und fürstliche Ortschaften auswandern mußten. Da benachbarte Reichsstädte sich dem Vorgehen Württembergs anschlossen, so z. B. auch Nörd-

lingen, das 1507 die Juden aus seinen Mauern vertrieb, wurde auch die Grafschaft Oettingen mit Judenansiedlungen bedacht.

Dadurch entstehen Friedhöfe, aber außerhalb der Ortschaft. Denn hierfür sind die Vorschriften des Talmuds bindend. Die Entfernung hat 50 Ellen zu betragen, die Gräber sind von West nach Ost auszurichten, so daß der Tote mit dem Gesicht nach Osten zu liegen kommt: von dort, ex oriente, erwartet er das Licht der Welt. Bilder und Schmuck sind verpönt, nur die uralten Symbole von Leuchter und Licht stehen neben den hebräischen Buchstaben der Grabinschriften.

Der alte Judenfriedhof wäre eine kleine Ruhestätte geblieben, wenn nicht im 17. Jahrhundert eine neue antisemitische Welle die Ortschaften um Aufhausen, ja im ganzen Ries, erschüttert hätte. Hinter dem Wort «Ausschaffung» der Juden, verfügt von einer auf Baldern residierenden Gräfin-Witwe, verbirgt sich eine neue Vokabel für die Austreibung, welche die Juden von Neresheim, Baldern und Aufhausen traf.

Aus den schrecklichen Vertreibungen unserer Zeit wissen wir, daß eine solche Anordnung dem Verlust der ganzen Habe gleichzusetzen ist. Da ereignete sich etwas ganz Einmaliges: die Juden aus Baldern



nahmen auf ihrer Flucht die Grabsteine der Vorfahren mit! In Aufhausen, dem nächsten Friedhof, stellen sie diese Steine ab; heute sind sie der älteste Bestandteil des Friedhofes und in solcher Fülle anderswo kaum anzutreffen.

Als der Dreißigjährige Krieg mit seiner Dezimierung der Menschen zu Ende ging, zogen die Juden in die zum Teil entvölkerten Gebiete zurück. Seit 1730 besaß Aufhausen eine eigene Synagoge; 200 bis 300 Menschen lebten dort, eine Schule wurde errichtet. Juden und Christen lebten bis zum Ausbruch des Dritten Reiches zweieinhalb Jahrhunderte neben- und beieinander.

Geht man auf dem Friedhof unterhalb des Schenkensteins, der stumme Wacht hält, den Gräberreihen entlang, so muß man viel Geduld aufbringen, um die Inschriften noch entziffern zu können.

Da findet man Familien aus Bopfingen, Ellwangen, Lauchheim und Aufhausen. Hier liegt, unbemerkt von den meisten Besuchern, einer der bedeutendsten Juden des vergangenen Jahrhunderts: Isaak Hess aus Lauchheim. Er wurde 1789 geboren; in Fürth besuchte er die Rabbinerschule, er wurde Kaufmann in Harburg und Laupheim, gründete ein bekanntes Antiquariat in Ellwangen. Aber darin erschöpft sich die Bedeutung dieses Mannes nicht, denn er ist nicht nur Vermittler und Aufspürer sel-

tener Bücher, sondern auch ein Wohltäter. Bei Hess verbirgt sich hinter diesem abgegriffenen Begriff eine echte Sorge, nämlich um die jüdischen Waisenkinder. Er hält es mit seiner Ehre für unvereinbar, daß es dem Königreich Württemberg aufgegeben war, für diese Kinder zu sorgen. 1830 gründete er den «Württembergischen Verein zur Versorgung armer israelitischer Waisen und verwahrloster Kinder». Als Hess 1866 starb, war seine Gründung so fest verwurzelt, daß man sich das Zusammenleben mit den jüdischen Bürgern ohne diese Institution nicht hätte denken können – sie bestand bis zum Dritten Reich in Württemberg.

Lange nagte der Zahn der Zeit am Judenfriedhof von Aufhausen. Jahrzehnte um Jahrzehnte vergingen, ein Teil der Mauer fiel ein, die Grabsteine lagen herum, ihre Aufschriften verwitterten. Diesem Zustand setzte schließlich die Gemeinde Aufhausen ein Ende. Wir sind froh und dankbar, daß dies so geworden ist. Der Weiterweg unseres nachdenklichen Vergangenheitswanderers führt über die Ruine Schenkenstein und den Sandberg weiter nach Bopfingen – man hat genügend Zeit, um die Eindrücke zu verarbeiten.

Das Foto auf Seite 31 verdanken wir Hannes Kilian

## Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg

*Willi K. Birn*

*Der SCHWABISCHE HEIMATBUND ist – zusammen mit 38 anderen Vereinen – Mitglied der AKTIONSGEMEINSCHAFT NATUR- UND UMWELTSCHUTZ BADEN-WÜRTTEMBERG, die von Dr. h. c. Georg Fahrbach begründet worden ist und heute über 300 000 Mitglieder repräsentiert. Nach dem Tode von Georg Fahrbach übernahm der Vorsitzende des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES, Prof. Willi K. Birn, den Vorsitz der AKTIONSGEMEINSCHAFT. Im folgenden gibt er einen Überblick über Aufgaben und Tätigkeiten dieses Zusammenschlusses, in dem die Kräfte aller an Natur- und Umweltschutz interessierten Verbände vereinigt und gemeinsam zur Wirkung gebracht werden.*

Aufgabe der AKTIONSGEMEINSCHAFT ist vor allem die Förderung des Natur- und Landschaftsschutzes, der Landschaftspflege und des Umweltschutzes. Die Landesregierung hat die AKTIONSGEMEINSCHAFT als den Landesnaturschutzverband Baden-Württemberg anerkannt. Sie ist damit der Gesprächspartner der Landesregierung in den Fragen des Natur- und Umweltschutzes. Außerdem hat die

AKTIONSGEMEINSCHAFT neben dem Landesverband Baden-Württemberg des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) die Anerkennung nach § 29 des Bundesnaturschutzgesetzes erhalten. Das hat zur Folge, daß beide Verbände zu hören sind bei der Vorbereitung von Verordnungen zum Schutz von Natur und Landschaft, von Landschaftsprogrammen und Landschaftsrahmenplänen, bei der Befreiung von Bestimmungen zum Schutz von Naturschutzgebieten und schließlich – das macht die meiste Arbeit – bei Planfeststellungsverfahren über Vorhaben, die mit einem erheblichen Eingriff in Natur und Landschaft verbunden sind. BUND und AKTIONSGEMEINSCHAFT arbeiten bei diesen Anhörungen eng zusammen. Um eine Vorstellung von der Tätigkeit der AKTIONSGEMEINSCHAFT zu bekommen, beschreibe ich im folgenden in gedrängter Form die wichtigsten Angelegenheiten, mit denen sie sich im Jahr 1979 befaßt hat – mit Beispielen aus den verschiedenen Bereichen:

## Gesprächspartner

Die Aktionsgemeinschaft hielt regelmäßige Besprechungen mit der Landesregierung, den zuständigen Ministern, den Regierungspräsidenten und zahlreichen Behörden. Sie hat sich gegenüber der Regierung u. a. zu folgenden Fragen von grundsätzlicher Bedeutung geäußert. (Ich füge jeweils eine kurze Zusammenfassung der Stellungnahme an.)

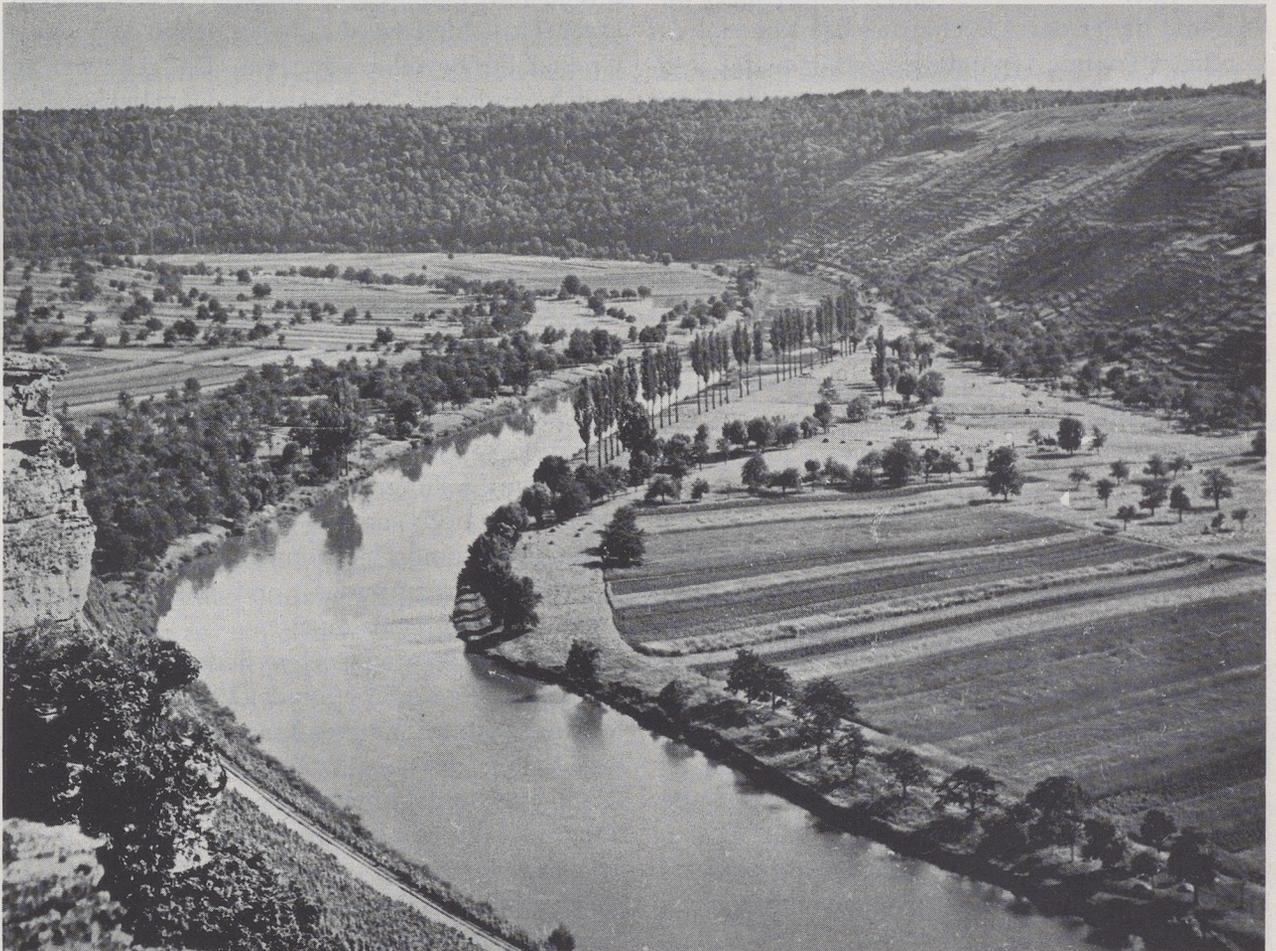
## Landesentwicklungsplan

Obwohl die Gesellschaft fast täglich mit den Grenzen des Wachstums konfrontiert wird, findet man in der Fortschreibung des Landesentwicklungsplans Baden-Württemberg (LEP) ein Vokabular, das direkt der Zeit des ungebremsen Wiederaufbaus entlehnt ist. So sollen nach dem LEP «Strukturverbesserungen», «Verkehrerschließung», «Siedlungsverdichtung», «Schaffung von gleichwertigen Lebensbedingungen» usw. nach wie vor die Triebkräfte der künftigen Entwicklung sein. Alles Maßnahmen, die – wenn schon nicht abzulehnen – so doch zumindest fragwürdig geworden sind.

Die Aktionsgemeinschaft vermißt im LEP den Hinweis darauf, daß wir es uns in unserem dichtbesiedelten Land einfach nicht mehr leisten können, jedem Wunsch von Personen oder Körperschaften nach Verbesserung der persönlichen und örtlichen Verhältnisse stattzugeben. Der Landschaftsverbrauch muß unter allen Umständen gestoppt werden; auch unter dem Opfer, daß der Bau neuer Straßen gestrichen oder neue Siedlungsfläche nicht mehr so großzügig ausgewiesen wird wie bisher. Konkret schlägt die Aktionsgemeinschaft unter anderem vor,

alle neugebauten Sammelkläranlagen mit drei Reinigungsstufen auszustatten;  
die kommunalen Müllentsorgungen nach dem Modell Konstanz zu organisieren, wo mit Erfolg Recycling betrieben und Deponieraum gespart wird;  
dem weiteren Ausbau des Bodenseeufer zum Erholungsbereich eine klare Absage zu erteilen;  
den Hochrhein unter keinen Umständen zur Großschiffahrtsstraße auszubauen, da dieser Raum die Belastung nicht verkraften könnte, und die Ausbaupläne für den Flughafen Stuttgart-Echterdingen zu den Akten zu legen, da die Anschlüsse

Landschaft vor dem Eingriff: Die noch nicht kanalisierte Neckarschleife bei Hessigheim (Foto: sh-Archiv)



Baden-Württembergs an den Weltluftverkehr durch die Großflughäfen in Frankfurt, München und Zürich gewährleistet sind.

### Energieprogramm

Die Diskussion um die Atomenergie hat gezeigt, daß einige grundsätzliche Fragen entweder nicht gelöst werden oder prinzipiell nicht zu lösen sind. Dazu gehört der Risikofaktor Mensch, wie nicht nur Harrisburg gezeigt hat. Dazu gehört auch, daß die Entsorgung des bereits produzierten Atommülls nicht endgültig gelöst ist bzw. die angebotenen Lösungen mit Risiken unbekannter Größe verbunden sind. Die ins Auge gefaßte Wiederaufbereitung von Brennstäben erscheint uns wegen der Sicherheitsrisiken solcher Anlagen und wegen der extremen Giftigkeit des Plutoniums zumindest problematisch. Darüber hinaus ergeben sich zunehmend weitere Fragen im Zusammenhang mit dem Normalbetrieb von Atomkraftwerken, insbesondere hinsichtlich der Wirkung kleiner Strahlendosen.

Andererseits zeichnen sich immer deutlicher neue Einsatzmöglichkeiten alternativer Energiequellen ab, die bei intensiver Forschung baldige rentable Lösungen versprechen. Hierzu gehört u. a. die Sonnenenergie.

Wir sind daher der Ansicht, daß das Konzept der künftigen Energieversorgung angesichts der unsicheren Bedarfsprognosen und in Anbetracht der mit dem sofortigen Ausbau der Atomenergiewirtschaft verbundenen Risiken zunächst und vordringlich auf intensive Energieeinsparung gerichtet sein muß. Weiter muß der Erforschung alternativer, umweltverträglicher Technologien sowohl bei den alternativen Energiequellen als auch bei der Kohle alle Unterstützung gehören.

### Fortschreibung des Bedarfsplans für Bundesfernstraßen

Die AKTIONSGEMEINSCHAFT konnte feststellen, daß zwischen Bundes- und Landesregierung einerseits und den Naturschutzverbänden andererseits Übereinstimmung in folgenden Erkenntnissen besteht: unsere Energie- und Rohstoffvorräte sind begrenzt; wir müssen in unserem dichtbesiedelten Land mit Boden und Landschaft haushälterisch umgehen; Lärm und Abgase belasten letztlich alle; zusätzliche Wünsche an den Staat bedingen in der Regel Verzichte an anderer Stelle; es soll vermieden werden, daß sich mit öffentlichen Mitteln ausgebaute Verkehrswege gegenseitig Konkurrenz machen.

Wir begrüßen diese Aussagen im Koordinierten Investitionsprogramm der Bundesregierung und teilen ferner die im Generalverkehrsplan 1975 ausgedrückte Meinung der Landesregierung von Baden-Württemberg, daß Erholungsgebiete von aufwendigen Straßenbauten verschont werden müssen.

In der Praxis müßte das heißen, daß der Neubau von Bundesfernstraßen dort zu unterbleiben hat, wo auf vorhandener Schiene oder Straße genügend Verkehrsraum zur Verfügung steht. Bei Erweiterungen muß nicht nur Bedarf nachgewiesen werden, sondern auch, welches Verkehrsmittel den Bedarf am wirtschaftlichsten befriedigen kann. Grundsätzlich darf der Individualverkehr durch den Bau neuer Bundesfernstraßen nicht weiter gesteigert werden. Nicht nur in den Städten, auch in der Fläche muß auf Verkehrsberuhigung hingewirkt werden. Engpässe auf vielbefahrenen Straßen können zur Verkehrsberuhigung führen (auch das wird im Koordinierten Investitionsprogramm festgestellt). Der Verkehr hat sich künftig nach dem vorhandenen Straßennetz zu richten, und nicht wie bisher der Straßenbau nach dem Bedarf und einseitigen Prognosen. Wir halten es außerdem für unangebracht, durch den Bau von Straßenteilstücken Sachzwänge zu schaffen, die zwangsläufig zum Bau der gesamten Strecke führen. Diese Einsichten werden heute schon von einem Großteil der Bevölkerung geteilt. Das zeigt sich am zunehmenden Widerstand gegen einzelne Straßenbauprojekte und auch schon in einer kritischeren Einstellung zum eigenen Auto. Als Vertreter des Umwelt- und Naturschutzes stellen wir der «Straßenbauvariante» der Verwaltung erneut eine «Umweltschutzvariante» für die Verkehrswegeplanung gegenüber und errechnen unsererseits den Bedarf für den künftig nötigen Straßenbau. Wir können zudem feststellen, daß auch die Landesregierung von Baden-Württemberg die Bedarfspläne des GVP 1975 zum Teil für nicht mehr angebracht hält. Zu diesen Stellungnahmen gegenüber der Regierung kamen noch verschiedene Äußerungen zu Regionalplänen und Flächennutzungsplänen, zu geplanten Hochspannungs- und Gasfernleitungen und Kiesabbaumaßnahmen.

Wiederholt haben wir unsere Bedenken gegen die von den Straßenbauämtern des Landes in verstärktem Maße erfolgte Verwendung von Herbiziden zur Beseitigung der Vegetation an Straßenrändern, Gräben und Böschungen geltend gemacht. Wir bitten erneut um eine entsprechende Weisung an die Straßenbauämter.

Durch Stellungnahmen zu Einzelvorhaben sollten Eingriffe in die Landschaft verhindert werden. So

wird die Neubaustrecke der DB Mannheim–Stuttgart von uns mit Entschiedenheit abgelehnt. Wir haben uns für eine Trassenkombination beim Neubau des «Albaufstiegs» der Autobahn Stuttgart–München (A8) eingesetzt: Der Landschaftsverbrauch ist hier am geringsten, weil die Trassenkombination in der Nähe der bestehenden Autobahn liegt. Der zusätzliche Lärm ist am wenigsten lästig. Die Wald-, Wiesen- und Ackerlandschaft nördlich der jetzigen Trasse auf der Höhe des kleinen Boßler und die wertvolle Ackerfläche im Gewann «Hagenbrunnen» bleiben erhalten. Nach unserem Vorschlag werden keine schützenswerten Biotope beeinträchtigt.

Die vorgesehene Nordtrasse durchschneidet zwischen dem Kaltenwanghof und der Einführung in die bestehende Autobahn bei der Raststätte Gruißingen wertvolles Wald-, Wiesen- und Ackergebiet, ohne daß dadurch ein entscheidender Vorteil gegenüber der «Kombinationstrasse» entstünde. Auch für die Nordtrasse müßte wie für die bestehende Autobahn als auch für die «Kombinationstrasse» eine Geschwindigkeitsbegrenzung vor allem wegen der kleinklimatischen Verhältnisse von Anfang an gelten.

Andere Anlässe für Stellungnahmen der AKTIONSGEMEINSCHAFT waren: «Cadmium im Neckarschlamm», die überregionale Abwasserbeseitigung im Einzugsgebiet der Argen oder die Rheinschnakenbekämpfung.

#### Müll-Klärschlamm-Kompostwerk des Rems-Murr-Kreises

Durch den Fahrzeugverkehr innerhalb des Kompostwerkes muß mit einer erheblichen Verschmutzung der Fahrstraßen innerhalb, aber auch außerhalb des Kompostwerkes gerechnet werden. Insbesondere durch das Befahren der Kompostlagerhalle mit Lkw zum Abtransport des Komposts muß eine starke Verschleppung befürchtet werden, aber auch durch die aus den Komposthangars ausfahrenden Umsetzer und Radlader sowie durch die Müllfahrzeuge, die aus der Bunkervorhalle Staub austragen werden. Hierzu müssen noch vom Planer Vorschläge gefordert werden, beispielsweise für eine Kompostbeladungsanlage, die eine Trennung der Fahrwege der Kompostbeladungsfahrzeuge und der Transportfahrzeuge ermöglicht, und die Anordnung einer Rollstrecke für die aus der Bunkervorhalle ausfahrenden Müllfahrzeuge.

Im Erläuterungsbericht wird davon ausgegangen, daß das Regenwasser aus dem Betriebsgelände normalerweise keine größere Schmutzfracht führt

als das von üblichen Straßenflächen. Diese Auffassung kann aus oben genannten Gründen nicht geteilt werden. Vielmehr muß davon ausgegangen werden, daß zumindest zu Regenbeginn mit erheblichen, auch löslichen Regenwasserverschmutzungen gerechnet werden muß. Beim Regenrückhaltebecken sollte daher darauf geachtet werden, daß es nach Füllung des Beckens als Regenüberlaufbecken betrieben wird und daß die Möglichkeit besteht, den Beckeninhalt der Schmutzwasserkanalisation zuzuführen, falls sich zeigt, daß die Schmutzkonzentration doch erheblich ist.

Die Bemessung eines Regenrückhaltebeckens für eine jährliche Überschreitungshäufigkeit von  $n=1$  ist außergewöhnlich. Die Wahrscheinlichkeit, daß hier ein Starkregen auf ein durch Vorregen gefülltes Becken trifft, ist sehr groß, zumal während des Niederschlags kein Ablauf vorgesehen ist. Sofern die Aufsichtsbehörde dennoch eine häufige Überlastung des Erbachgrabens zuläßt, muß zumindest ein Notüberlauf im Bereich des Regenrückhaltebeckens vorgesehen werden, der den maximalen Zufluß aus einem überstauten Regenwasserkanalnetz abführen kann.

#### Rückhaltebecken Oberstetten im Main-Tauber-Kreis

Gegen den Bau des Rückhaltebeckens werden keine grundsätzlichen Einwendungen erhoben. Bei der Ausführung des Vorhabens müßten aber folgende Punkte Berücksichtigung finden: Die an den Dammtalwärts angrenzenden Feuchtwiesen müssen – auch im Bereich des geplanten Stichgrabens zum Vorbach – beim Bau des Dammes schonend behandelt werden. Insbesondere dürfen Vertiefungen und quellige Stellen im Wiesengelände nicht mit Erdmaterial verfüllt werden.

Bei den Abhubflächen am Hang (insbesondere Oberhang) sollten Bereiche mit Trockenrasenflora (Küchenschelle, Enzian) vom Abtrag ausgenommen werden.

Beim Einlauf des Vorbachs aus Richtung Schrozberg sollten die Ufer flach ausgehoben werden. Dadurch kann sich eine Verlandungszone mit Schilf, Seggen, Binsen, Feuchtwiesen und offenen Wasserflächen bilden (Laichplätze für Amphibien, Ruhezone und Laichplatz für Fische). Ein flach ausgeschobenes Ufer muß auch für das Vorbecken gefordert werden. Das Bauwerk wirkt als Sperre für die Wanderung von Fischen und Amphibien nach oberhalb bzw. unterhalb des Beckens. Wir empfehlen deshalb auch zu prüfen, ob eine Fisch- oder Amphibientreppe erforderlich ist.

## Sammelkläranlage in Heroldstatt, Alb-Donau-Kreis

Gegen das oben angeführte Vorhaben erheben wir keine Einwendungen. Die Planung läßt ein gutes Einpassen der Gebäude und Anlagen in das Landschaftsbild erkennen. Durch die Anlehnung der Anlage an einen Hang wird das Gesamtbild der Landschaft kaum beeinträchtigt. Dieser Hang weist eine intakte Heideflora und -fauna auf, die typisch für die Schwäbische Alb ist. Während der Bauausführung könnte diese umgebende Heidelandschaft zerstört werden. Die Regeneration der Landschaft würde viele Jahre in Anspruch nehmen. Während der Bauarbeiten müßte deshalb darauf geachtet werden, so wenig wie möglich von der umgebenden Heidelandschaft zu zerstören.

## Anlegung eines Badeplatzes im Naturschutzgebiet «Bodenseeufer»

Wir erheben gegen die von der Gemeinde Gaienhofen geplante Einrichtung eines öffentlichen Badeplatzes auf den im Naturschutzgebiet Bodenseeufer der Gemarkung Hemmenhofen im Gewann «Untere Mühle» befindlichen Grundstücken . . . keine Einwendungen, wenn die Auflagen der höheren Naturschutzbehörde für das Vorhaben erfüllt werden, und die auf diesen Auflagen fußende Detailplanung von Gartenarchitekt Eberhard realisiert wird und dabei insbesondere die in dieser Detailplanung eingezeichneten Ried- und Gehölzflächen durch eine wirkungsvolle Abgrenzung erhalten und die benachbarten Schilfflächen durch Palisaden geschützt werden.

Einen von der höheren Naturschutzbehörde vorgeschlagenen abbaubaren Zaun halten wir für nicht realisierbar. Wir gehen davon aus, daß das Vorhaben nur in Form einer naturschutzrechtlichen Befreiung verwirklicht wird.

Nur etwa 400 m von dem geplanten Badeplatz auf Gemarkung Hemmenhofen entfernt wurde ohne Zustimmung der zuständigen Naturschutzbehörde ein Bootssteg vor Schloß Marbach angelegt. Durch diese widerrechtliche Maßnahme ist der Schilfgürtel in diesem Bereich erheblich gefährdet. Wir bitten Sie daher, die Beseitigung dieser widerrechtlichen Anlage zu veranlassen.

## Anschluß des Bade- und Campingplatzes Hegne an den Verbandssammler

Soweit noch nicht erfolgt, sollte die gesamte Trasse im Bereich des Naturschutzgebietes «Wollmatinger

Ried» durch einen Botaniker begutachtet werden; denn in den Gewannen «Dreifußwiesen» und «Frohnried» des NSG «Wollmatinger Ried» befinden sich Standorte stark gefährdeter bzw. vom Aussterben bedrohter Pflanzenarten. Durch die vorgesehenen Grabungsarbeiten und die damit verbundenen Geländeänderungen und Bodenverdichtungen können die in der Regel kleinen Vorkommen seltener Arten zerstört werden.

Wir teilen die Bedenken des Landratsamts Konstanz hinsichtlich des Antrags der Gemeindeverwaltung Allensbach zwecks Durchführung von Unterhaltungsmaßnahmen an dem öffentlichen Zufahrtsweg Grundstück Flst. Nr. 311 im Gewann «Dreifußwiesen», Gemarkung Hegne. Jede Verbesserung der Zufahrtsverhältnisse zu den Grundstücken im Naturschutzgebiet führt zwangsläufig zu einer weiteren Veränderung der Randzone des Schutzgebietes östlich des Campingplatzes Hegne.

## Ferienwohnanlage in Forbach-Herrenwies

Der Bereich der Schwarzwaldhochstraße ist bereits jetzt vorwiegend durch Naherholungsverkehr stark belastet, an Wochenenden im Winter bei günstigen Schneeverhältnissen sogar total überlastet.

Das Vorhaben verändert den Charakter von Herrenwies und der umgebenden Landschaft völlig. Dies gilt von der Landschaft her auch für die geplanten Feriensiedlungen am Nordrand der Rodungsinsel. Diese soll – richtigerweise – von weiterer Bebauung freigehalten werden, erhielte aber mit diesen Bauten in hochgelegener, exponierter Lage eine «Neubaukrone», die landschaftlich verheerend wirken würde.

Die Entwicklung von Herrenwies in der vorgesehenen Richtung hätte Folgen auf dem Gebiet der Erholungsmaßnahmen (Skihänge, Loipen, Reitanlagen usw.) sowie auf dem Gebiet der Ver- und Entsorgung, deren Umfang heute noch nicht übersehbar ist und die zu weiteren schwerwiegenden Belastungen der Landschaft führen würden.

Der Bau von Zweitwohnungen, die häufig aus finanziellen Gründen – als Geldanlage – erworben werden, kann bei dem derzeitigen Umfang unvermeidbarer Landschaftsverluste nicht im öffentlichen Interesse liegen. Er ist allenfalls vertretbar in Gebieten, die bisher keinen oder wenig Fremdenverkehr haben und die dafür neu erschlossen werden sollen. Diese Voraussetzung fehlt in Herrenwies.

## Schutzverordnungen

Die Aktionsgemeinschaft hat in 73 Fällen zu Ver-

ordnungen über den Schutz von Natur- und Landschaftsschutzgebieten und von flächenhaften Naturdenkmälern Stellung genommen. Hierzu einige Beispiele mit Erläuterungen aus den vorliegenden Unterlagen:

Naturschutzgebiet «Hammelrain / Oberer Wannenberg» Markgröningen, Kreis Ludwigsburg  
Schutzzweck ist die Erhaltung und Pflege der drei Teilflächen, die ornithologisch, entomologisch und botanisch von größter ökologischer, wissenschaftlicher und landschaftlicher Bedeutung sind und einer bedrohten Tier- und Pflanzenwelt als Lebensraum dienen.

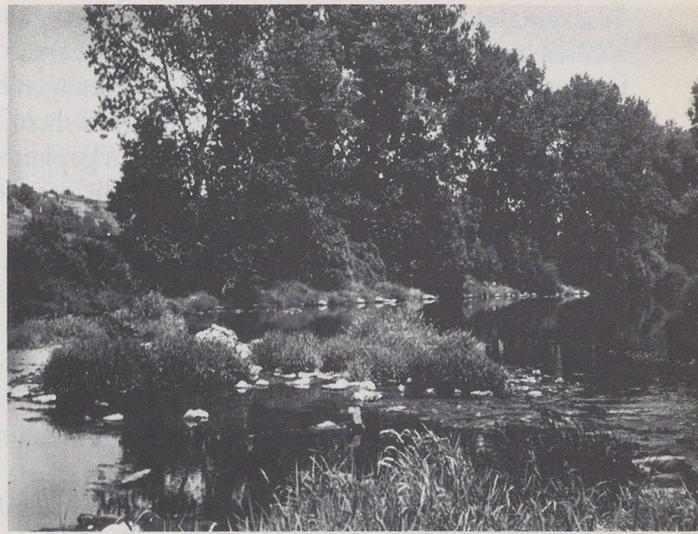
Naturschutzgebiet «Pflanzenstandorte Brühl und Rautel» Krautheim, Gemarkung Unterginsbach, Hohenlohekreis

Wesentlicher Schutzzweck ist die Erhaltung und Entwicklung von floristisch und faunistisch wertvollen trockenen Steilhängen im Unteren Muschelkalk, mit vielen geschützten Pflanzen- und Tierarten. – Der Hohenloher Raum hat an ähnlich wertvollen Standorten kaum noch vergleichbare Flächen aufzuweisen, abgesehen von einigen kleinen flächenhaften Naturdenkmälern und einem weiteren in Planung befindlichen Naturschutzgebiet. Diese letzten kulturbedingten Refugien immer stärker zurückgehender oder durch neue Nutzungsformen zurückgedrängter Tier- und Pflanzenarten bedürfen unbedingt des dringenden Schutzes und der Erhaltung.

Naturschutzgebiet «Altneckar»  
Freiberg/N., Ingersheim, Pleidelsheim,  
Kreis Ludwigsburg

Wesentlicher Schutzzweck ist die Erhaltung einer der letzten naturnahen Teilstrecken des Neckars im Regierungsbezirk Stuttgart. Durch die laufenden strömungsbedingten Veränderungen im Flußbett und im Uferbereich bietet der Altneckar ein anschauliches Beispiel für eine natürliche Flußdynamik mit den entsprechenden besonderen Lebensbedingungen für Pflanzen und Tiere.

Auf der Talstrecke unterhalb Cannstatts hat sich der Neckar mit weiten Schlingen in den oberen Muschelkalk eingeschnitten. Vor menschlicher Beeinflussung bedeckte ein je nach Boden- und Feuchtigkeitsverhältnissen verschieden ausgebildeter, sehr mannigfaltiger, an Pflanzen und Tieren reicher Auwald den Talgrund und die Inseln im Fluß. Die bäuerliche Besiedelung des Tals hatte die Umwandlung der Auwälder in Wiesen zur Folge. Noch immer säumte jedoch als Rest des einstigen Auwaldes



Altneckar – geschützte Reste einer Naturlandschaft

ein Gehölzstreifen die Ufer des noch in natürlichem Bett dahinziehenden Flusses und bot zusammen mit den sumpfigen Teilen des Wiesengebietes einen reichen Lebensraum. Die Kanalisierung des Flusses, die Industrialisierung und Bevölkerungsballung durch die Verkehrsgünstigkeit und Nähe der Großstadt und die durch das milde Klima geforderte Intensivierung der Landwirtschaft haben hier tiefgreifenden Wandel verursacht und zu einer weitgehenden biologischen und landschaftlichen Verarmung dieses Raumes geführt.

Naturschutzgebiet «Trockenhang im Lötal»  
Stadt Boxberg, Gemarkung Schwaigern,  
Main-Tauber-Kreis

Schutzzweck ist die Erhaltung und Pflege eines Trockenhangs an der Ausmündung eines kleinen

Naturschutzgebiet «Trockenhang im Lötal»

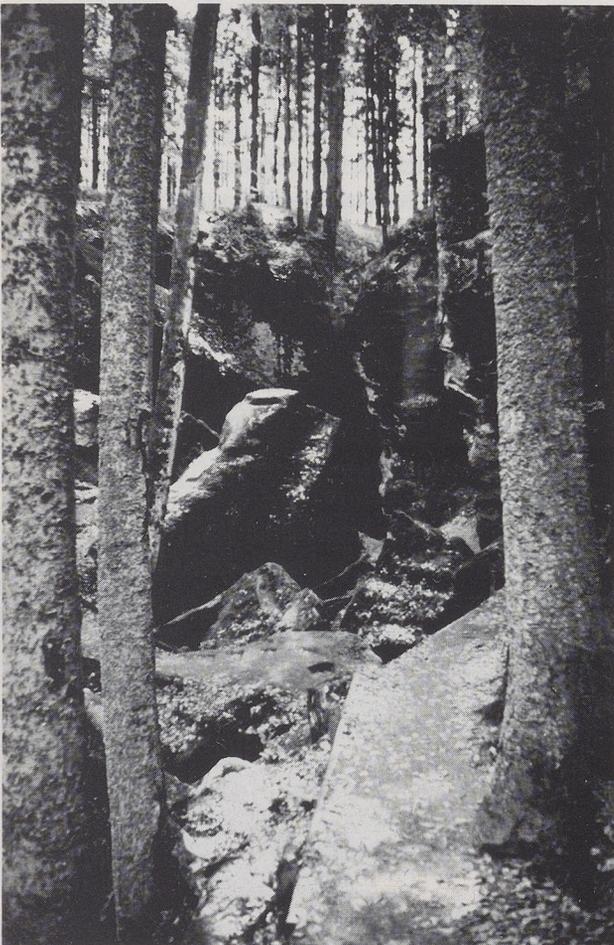


Trockentales in das Umpfertal als Lebensraum für zahlreiche existenzgefährdete Tier- und Pflanzenarten, die auf Grund der besonderen Standorteigenschaften des Klimas, Bodens und Wasserhaushalts in zahlreicher Form dort auftreten. Bei dem geplanten Naturschutzgebiet handelt es sich um einen südexponierten Hang, der sich durch einen hervorragenden Bestand an licht- und wärmeliebenden Pflanzen auszeichnet. Es kann mit Sicherheit davon ausgegangen werden, daß dieses Gebiet auch faunistisch hohen Wert besitzt. Eingeleitete Untersuchungen des Deutschen Bundes für Vogelschutz haben dies hinsichtlich der Schmetterlinge bereits bestätigt. Entdeckt wurde u. a. *Zygaena fausta* (Bergkronwicke ist Futterpflanze der Raupe), ein sehr bemerkenswerter, im südwestdeutschen Raum sonst nur bei Würzburg und Ulm nachgewiesener Vertreter der «Widderchen».

#### Naturschutzgebiet «Bodenbachschlucht» Spiegelberg, Rems-Murr-Kreis

Wesentlicher Schutzzweck ist die Erhaltung der eindrucksvollen Stubensandsteinklinge in den Lö-

Bodenbachschlucht  
Naturschutzgebiet in den Keuperwaldbergen



wensteiner Bergen mit einer seltenen Farn- und Moosflora.

In den Keuperwaldbergen des mittleren und nordwestlichen Württemberg bilden Felsklingen im Stubensandstein nicht nur überaus eindrucksvolle charakteristische, vielbesuchte Glieder einer sonst im ganzen eher weich geformten Landschaft, sondern sie bergen vielfach auch Reste naturnaher Vegetation inmitten überwiegend nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten genutzter Wälder.

Im Welzheimer Wald stehen die wichtigeren Sandsteinklingen in ihrer überwiegenden Mehrzahl unter Schutz, sei es als flächenhafte Naturdenkmale oder auch als Naturschutzgebiete. Im Mainhardter Wald und in den Löwensteiner Bergen ist es dagegen um den Schutz dieser so wertvollen Bildungen sehr viel schlechter bestellt. Noch nicht unter Schutz steht die großartige Bodenbachschlucht nahe der Kreisgrenze östlich von Vorderbüchelberg, die es mit den geschützten Klingen des Kreises in jeder Beziehung aufnehmen kann, ja eine ganze Reihe von ihnen an Schroffheit noch übertrifft.

#### Planfeststellungen

In 166 Fällen mußten Stellungnahmen zu Straßenbauvorhaben im Zusammenhang mit Planfeststellungsverfahren gefertigt werden. Um dieses eingangs erwähnte Anhörungsrecht nach § 29 des Bundesnaturschutzgesetzes verwirklichen zu können, wollen wir in allen Stadt- und Landkreisen des Landes Arbeitskreise des Landesnaturschutzverbandes bilden. 1979 wurden 15 Arbeitskreise berufen. Wir hoffen, uns im Jahr 1980 im ganzen Land dieser Hilfe erfreuen zu können.

#### Sonstige Aktivitäten

Über die Ergebnisse einer Tagung mit der Ev. Akademie Baden zum Thema «Abwägung bei der Verkehrsplanung im Spannungsfeld zwischen technisch-ökonomischen und ökologisch-biologischen Werten» vom 2. bis 4. 2. 1979 berichtet das Tagungsprotokoll u. a.:

«Nicht länger vertretbar unter den Gesichtspunkten des Landschafts- und Umweltschutzes ist der gleichzeitige und gleichrangige Ausbau aller Verkehrssysteme und ihre Konkurrenz um denselben Kundenkreis. Zu entwickeln wäre ein umfassendes Verkehrskonzept, das ökonomische Gesichtspunkte mit der Beschränkung ökologischer Ressourcen in Einklang bringt, wobei der Schonung wertvoller Landschaftsteile, der Bündelung von Verkehrswegen und dem Ausbau bestehender Ver-

kehrswegen an der Stelle von Neubauten Rechnung getragen werden sollte. Die Bedarfsermittlung, so wurde in der Diskussion festgestellt, orientiert sich an den beiden Spitzenaufkommen des Berufs- und des Urlaubsverkehrs. Dabei sei zu fragen, ob gerade im Berufsverkehr das Mittel des Individualverkehrs notwendig sei. Außerdem sei zu berücksichtigen, daß die heute geplanten Straßen etwa im Jahre 2000 fertig werden, zu einem Zeitpunkt also, zu dem die Bevölkerung der Bundesrepublik wahrscheinlich zurückgegangen sein wird und die Mineralölvorräte weitgehend erschöpft sind.»

Zum Thema «Feuchtgebiete» wurde eine Pressefahrt durchgeführt; und drei Pressekonferenzen beschäftigten sich mit den Themen «Asphaltierte Wanderwege», «Bedarfsplan für die Bundesverkehrswege» und «Albaufstieg Aichelberg». In der Einladung zur Pressefahrt hieß es u. a.: «Daß die Feuchtgebiete zu den ökologisch wertvollsten Gebieten unseres Landes überhaupt gehören, zählt mittlerweile sogar bei Nicht-Umweltschützern zu den Binsenweisheiten. Dennoch werden sie fortwährend vermindert. Schuld daran ist der ständige Verbrauch von bestem Ackerland für Straßenbau

und Siedlungsmaßnahmen, der die Bauern zwingt, bisher ungenutzte Flächen zu kultivieren und auf Sumpfwiesen und in die Talauen auszuweichen. Über diese Flurbereinigungsmaßnahmen hinaus werden Feuchtgebiete aber auch durch gedankenloses Aufschütten mit Bauschutt und Erdaushub und durch die ungehemmte Nachfrage nach Siedlungs- und Industriegelände dezimiert.» Bei dieser Pressefahrt zeigten wir einige Beispiele dafür, wo und wie unersetzliche Feuchtgebiete vernichtet wurden; wir konnten aber auch mit Beispielen belegen, wie trotz Flurbereinigungsmaßnahmen die Belange des Naturschutzes weitgehend gewahrt werden können.

Diese vielfältige Arbeit der AKTIONSGEMEINSCHAFT war nur zu bewältigen durch die Mithilfe zahlreicher ehrenamtlicher Kräfte aus allen Mitgliedsvereinen. Allen diesen Helfern sage ich herzlichen Dank. An dieser Stelle bitte ich die Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, – soweit sie das können – bei den in allen Stadt- und Landkreisen vorgesehenen Arbeitskreisen mitzuwirken. (Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES.)

Im Pfrunger Ried. An diesem Feuchtgebiet von überregionaler Bedeutung hat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND einen beträchtlichen Besitzanteil. In einer der nächsten Ausgaben wird die SCHWÄBISCHE HEIMAT ausführlich von Geschichte und Bestand des Pfrunger Rieds berichten. (Foto: sh-Archiv)



# Kornwestheim: Rekonstruktion eines mittelalterlichen Dorfes

Willi A. Boelcke

Wenn wir uns die Siedlungs- und Flurkarte einer gegenwärtigen Gemeinde oder Teilgemeinde Baden-Württembergs anschauen, so fällt es auch bei einiger ortsgeschichtlicher oder sonstiger historischer Sachkenntnis schwer, zu bestimmen, welche Orts- und Flurteile – außer vielleicht der Kirche – sich mit größter Sicherheit bis ins späte Mittelalter zurückdatieren lassen. Unser heutiges Orts- und Flurbild entspricht insgesamt nicht mehr dem des Mittelalters. Vieles ist anders geworden. Zeitliche Überschichtungsvorgänge, bedingt durch Bevölkerungswachstum, Zerstörungen und wiederholten Neuaufbau, durch Siedlungserweiterungen, Modernisierungen und Umwandlungen von Landschaft in Siedlungsfläche – ein unentwegter Aderlaß an der Natur – haben das Flur- und Siedlungsgefüge seit dem Mittelalter teilweise grundumstürzend verändert. Auch von bekannten älteren – sogenannten historischen – Ortskernen, die schon rein äußerlich sehr alt anmuten, besitzen wir häufig nicht die Gewißheit, daß sie in ihrer heutigen Gliederung, in ihrem Baubestand und ihrem Straßengefüge maßgetreu bereits im späten Mittelalter vorhanden waren. Wir feiern tausendjährige und vielhundertjährige Ortsjubiläen, verweisen immer wieder auf ehrwürdiges Vergangenes, sind stolz darauf, zitieren mit ernster Miene aus alten Urkunden und wissen im Grunde von der materiellen Kultur des Mittelalters und ihrem wirklich greifbaren Niederschlag im Orts- und Flurformenbild höchst wenig. Es ist daher an der Zeit, unserer berechtigten Neugierde nach der tatsächlichen Siedlungs- und Flurstruktur des Mittelalters auch die exakten Methoden an die Hand zu geben, die es erlauben, unter den vielen Überlagerungen der Neuzeit das einst im Mittelalter Gewesene wieder zutage zu fördern.

Quellen, die recht genau über Lage und Größe von Grundstücken unterrichten, sind zwar zahlreich, doch muß der sachgerechte Umgang mit ihnen gelernt sein. Die ältesten maßgenauen Ortskatasterkarten der württembergischen Landesvermessung aus der Zeit um 1831 führen bereits mit einem gewaltigen zeitlichen Sprung von anderthalb Jahrhunderten in eine Vergangenheit zurück, die vielfach stark von unserer Gegenwart abweicht, da damals noch nicht die Signaturen des modernen Industriezeitalters in Siedlung und Landschaft eingegraben waren. Wir sind bereits dem Mittelalter näher, aber noch nicht nahe genug. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckte die Wissen-

schaftskarten als wichtige historische Quelle. Der deutsche Altmeister der Agrar- und Siedlungsgeschichte, Adolph Meitzen, vertrat damals die Auffassung, daß sich Orts- und Flurbilder über die Jahrhunderte hinweg verhältnismäßig formkonstant gehalten hätten und demzufolge aus Flurplänen Schlüsse auf das Alter von Ortschaften und Fluren gezogen werden könnten. Fast ein Jahrhundert folgten die einschlägigen wissenschaftlichen Disziplinen den Ansichten Meitzens, bis sie lernten, die Aussagen der Katasterkarten zu relativieren. Sie erkannten, daß die Siedlungs- und Flurbilder auf den Katasterkarten des frühen 19. Jahrhunderts nicht mit denen des späten Mittelalters, geschweige denn mit denen der alemannischen Landnahmezeit identisch waren. Ein langwieriger und für einzelne Gelehrte recht schmerzlicher Lernprozeß war dazu nötig. Trotzdem bleiben die von sachkundigen Geometern angefertigten Katasterkarten wichtigster kartographischer Ausgangspunkt für die Rekonstruktion von Siedlung und Flur eines mittelalterlichen Dorfes.

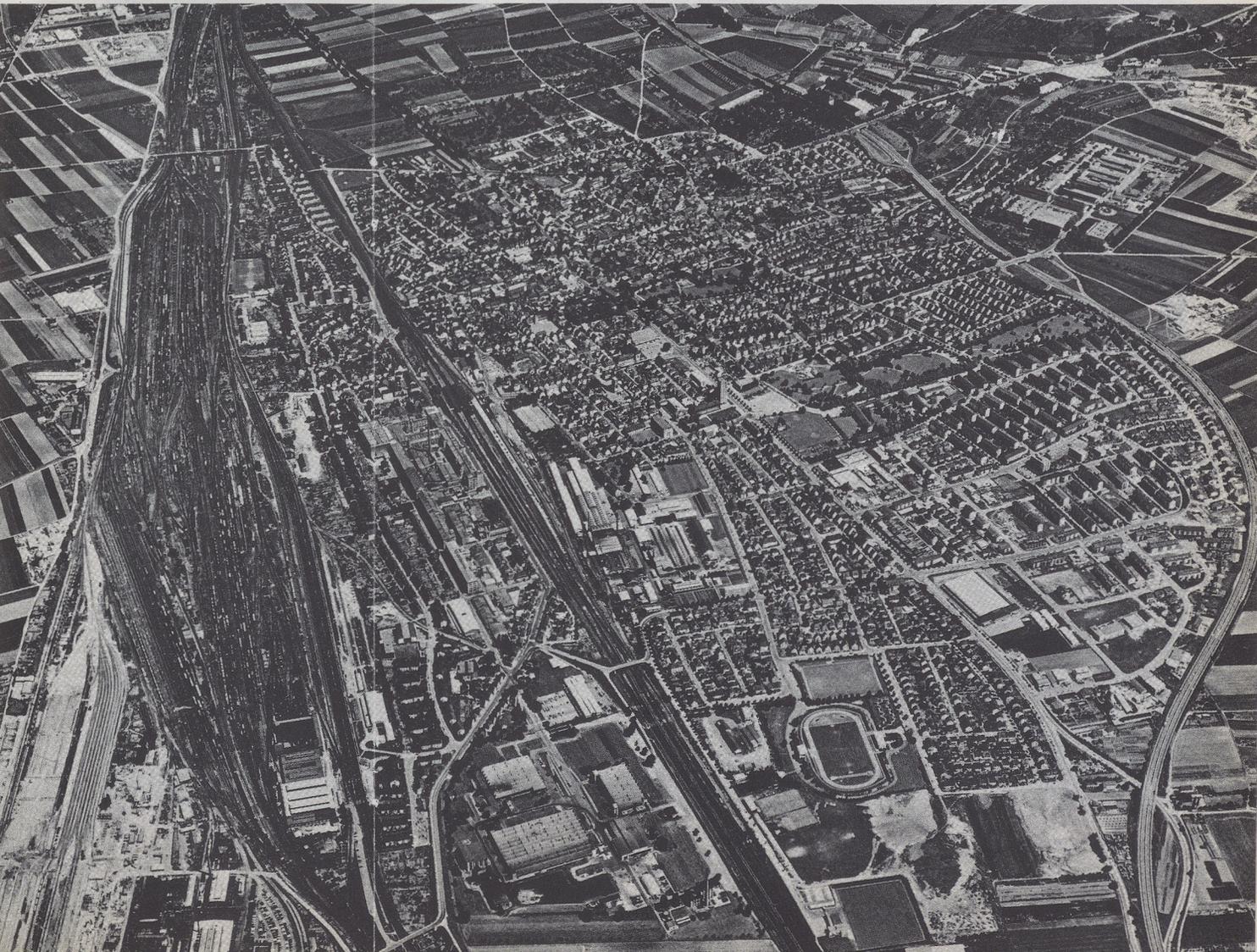
Aufgabe und Problematik einer Markungsrekonstruktion bzw. einer Besitzrückbeschreibung vom 19. Jahrhundert bis ins 14./15. Jahrhundert bestehen im wesentlichen darin, mit Hilfe schriftlicher historischer Quellen die überlieferten Besitzverhältnisse und sonstigen interessierenden Gegebenheiten des 14./15. Jahrhunderts auf die exakt vermessene Flurkarte des 19. Jahrhunderts zu übertragen bzw. auf ihr zu identifizieren. Die naheliegende Frage, ob die Flurkarte des 19. Jahrhunderts überhaupt für ältere Zustände tragfähig sei, ist inzwischen durch zahlreiche Stichproben positiv beantwortet worden. Trotz aller Mobilität des ländlichen Grundeigentums besonders seit dem 16. Jahrhundert zeigte sich, daß sich Grenzfürungen, Raine, Wegenetze, Gewässerläufe usw., die die Binnengliederung von Fluren, Flurbezirken und Ortsgrundrissen prägend beeinflussten, durch eine bemerkenswerte, über Jahrhunderte sich erstreckende Konstanz auszeichneten.

Das von der Quellenseite her tragende Gerüst für eine Markungsrekonstruktion bis ins Mittelalter stellen hauptsächlich Lager- und Steuerbücher, Privaturkunden, also Lehenbriefe und Pachtakten dar. Alle diese Quellenkategorien überliefern Daten, Informationen und Sachverhalte, die für uns von größter Wichtigkeit sind. Sie geben Kenntnis von Liegenschaften, ihrer Lage und Größe, von ihren

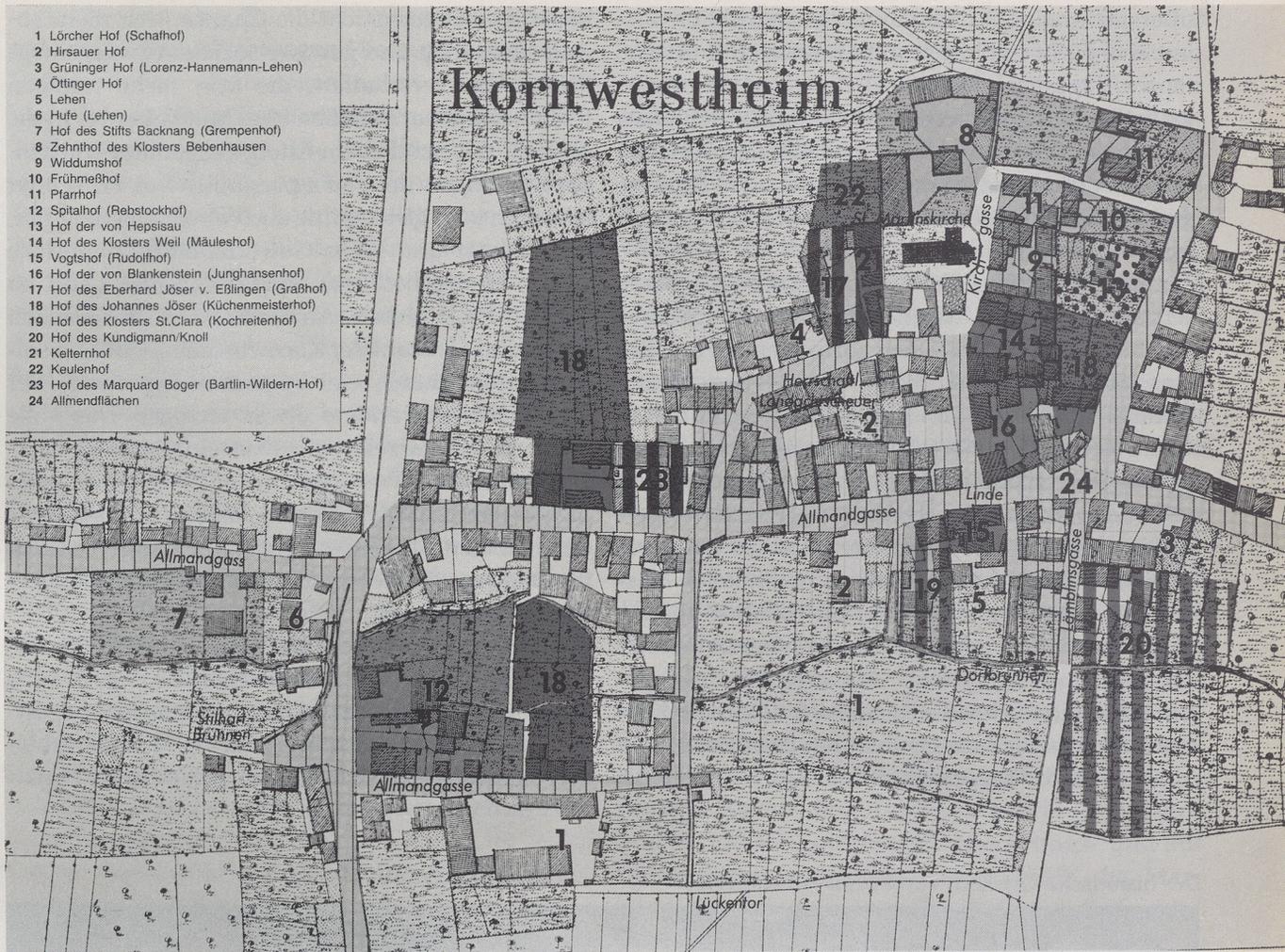
Besitzern sowie von eingetretenen Besitzveränderungen und über die Höhe geforderter Abgabelösungen. Je dichter und umfassender die Quellenüberlieferung, um so genauer und zuverlässiger gestaltet sich die Besitzrückbeschreibung ins Mittelalter. Allerdings erlaubt es die Quellenlage grundsätzlich nicht, die Schwelle vom späten ins hohe Mittelalter zu überschreiten. Weiter als bis ins 13./14. Jahrhundert dürfte man kaum zurückgelangen, wenn man auf mehr als nur spekulative Kartenskizzen abzielt. Erst Ende des 12. Jahrhunderts vervollkommnete sich in Urkunden und nachfolgend in Urbaren – Ansätze wurden in jüngeren Partien des Hirsauer Codex greifbar – die nähere Kennzeichnung von übereigneten Grundstücken. Offenbar machte sich bei Rechtsprechung und Verwaltung mehr und mehr das Bedürfnis geltend, auch die genaue Flurlage zu bezeichnen. Diese präziser informierende Liegenschaftsbeschreibung leitete eine neue Entwicklungsstufe der urkundlichen und urbairalen Fixierung des Liegenschaftsverkehrs usw. bestehender Besitzverhältnisse in Südwestdeutschland ein. Den Verfassern des Urbars des Esslinger Katharinen-

spitals von 1304 war beispielsweise die neue Diktion des Vermerkens auch der Flurlage schon selbstverständlich. Wenig später präsentierte sich die Liegenschaftsbeschreibung sogar noch perfekter. In das Esslinger Urbar von 1350 wurden auch die Anlieger, die Feldnachbarn der Grundstücke namentlich aufgenommen. Nach gleicher Praxis verfuhr das Lagerbuch des Zisterzienserklosters Bebenhausen von 1356, das außerdem – wie auch das ebenfalls noch lateinisch abgefaßte Cannstatter Urbar des Konstanzer Domkapitels von 1344 – die Grundstücke systematisch nach Zelgen, nach der Flureinteilung in Winter-, Sommerfeld und Brache geordnet aufführte. Weiteren Fortschritt bei der Lagebeschreibung von Grundstücken brachte das 15. Jahrhundert, als zuerst in Urkunden und sodann in Urbaren bzw. Lagerbüchern (so im Esslinger Lagerbuch von 1474) außer Anliegern auch die Anstößer, also diejenigen Besitzer dem Namen nach überliefert wurden, auf deren Grundstücken man den Pflug zu wenden pflegte. Die noch im Mittelalter hervorgebrachte Technik der schriftlichen Identifikation von Grundstücken bzw. des leistungspflicht-

Das moderne Kornwestheim (1970). Deutlich sind das moderne Zentrum und der alte Ortskern zu erkennen.







Rekonstruktion des Dorfes Kornwestheim um 1365

Die Flurkarte ist im allgemeinen für das grundherrliche Hofland vorhanden. Sie erleichtert daher wesentlich die Rückschreibung und sollte in einem ersten Arbeitsgang dazu dienen, eine Art «Höfegenealogie» aufzustellen. In ihr sind die Besitzerreihen bezüglich des grundherrlichen Obereigentums sowie für die bäuerlichen Nutzungsberechtigten der Höfe in Neuzeit und Mittelalter zu erfassen. Rückschreibung von Besitz und Besitzeinheiten bedeutet aber primär Reduktion dieses Besitzes in seine kleinsten überlieferten Einheiten, in seine Parzellen und deren Rückdatierung vom 19. bis ins 14. Jahrhundert. Markungsrekonstruktion offenbart sich daher in methodischer Hinsicht als das mühsame, zeitraubende Geschäft mit tausendfach rückzudatierenden Parzellen. Rückschreitend von Jahrhundert zu Jahrhundert gilt es, anhand der jeweiligen schriftlichen Quellen und der Kartengrundlage Kontinuität und Diskontinuität, Konstanz und Mobilität bei Parzellen und in Parzellengefügen aufzuspüren und kartographisch darzustellen. Es ist selbstverständlich nicht zu erwarten, daß sich eine Flur- und Sied-

lungskarte für das 14./15. Jahrhundert lückenlos herstellen läßt. Weiße Flecken bleiben, hielten sich aber im Fall Kornwestheims wegen der günstigen Quellenlage in Grenzen.

Gelingt eine solche Markungsrekonstruktion für das Spätmittelalter, wofür viel Zeit, Geduld, Fleiß und Umsicht erforderlich sind, so wird im allgemeinen die investierte Arbeit durch die erzielten Forschungsergebnisse reichlich belohnt. Aktuelle Fragestellungen aus der Flur- und Siedlungsgeographie können exakt beantwortet werden. Die Besitzgeschichte, die Grundbesitzverteilung und das Kulturartenverhältnis sind für das Spätmittelalter kein Buch mit sieben Siegeln mehr. Wir sind imstande, die Einteilung der gesamten Markung in Zelgen nachzuvollziehen, rätselhafte Zelganomalien sichtbar zu machen; wir erfahren ferner wichtige Fakten auch aus der Rechts- und Kirchengeschichte und vieles mehr. Daß zur Kornwestheimer Pfarrkirche, einer Ur-, aber doch nur einer Dorfkirche, in katholischer Zeit vier wohl-dotierte Altäre gehörten, ist beispielsweise das Nebenprodukt einer solchen Flur-

untersuchung. Eine Markungsrekonstruktion fördert eine Fülle von bisher unbekanntem Informationen ans Tageslicht, löst Rätsel, die sich nicht entwirren ließen und gewährt letztlich Einblicke in das gesamte Leben eines mittelalterlichen Dorfes, wie man sie sich auf andere Weise nie verschaffen könnte. Nur einige Aspekte von allgemeinerem Interesse seien hier erwähnt.

Von der Forschung bisher nicht gesehen, vollzog sich ein bereits im hohen Mittelalter erkennbarer und bis in die Neuzeit sich fortsetzender sozialer Umschichtungsprozeß von kaum vorstellbaren Ausmaßen. Er führte im Endergebnis dazu, daß in Kornwestheim fast 1000 Morgen ursprünglich freieigenes Herrenland oder späterhin gefreiter Grund und Boden – also etwa ein Viertel der Ackerfläche – in bäuerliche Hände wechselte. Erst die kartographische Untersuchung der Kornwestheimer Markung stieß auf diese nicht unerhebliche Landmasse, die ja nicht einer quellenmäßig greifbaren Feudalbindung unterlag. Durch den offenbar uneingeschränkten Erwerb von einstigem freieigenem Herrenland, ohne daß dieses dadurch das Privileg der Abgabe- und Testierfreiheit einbüßte, erhielt die

bäuerliche Unterschicht die Chance, sich mehr soziale Sicherheit und gewisse soziale Aufstiegsmöglichkeit zu verschaffen, die von nicht wenigen Kornwestheimer Familien vom Mittelalter bis in die Neuzeit mit sichtlichem Erfolg ausgenutzt wurden. Gleichgültig ob der Bauer persönlich frei, hörig oder leibeigen war, gleichgültig auch ob Mann oder Frau, kein Gesetz und keine Gewohnheit hinderten sie daran, freieigenes bzw. später gefreites Land zu «Eigen» zu erwerben. An der Schwelle zur Neuzeit besaß die Mehrzahl der Kornwestheimer Bürger solches offensichtlich viel begehrtes Eigenland, der eine mehr, der andere etwas weniger. Das volle Ausmaß der Parzellierung von einstigem Herrenland und seine Umwandlung in freies bäuerliches Eigen – im Grunde einer Bodenreform im Schoße des feudalen Mittelalters gleichkommend – erhellten uns verständlicherweise erst die Steuerregister der frühen Neuzeit.

Eine andere, besondere Besitzkategorie stellte das der Dorfgemeinde gemeinschaftlich gehörende Allmendland dar, ebenfalls ein Stiefkind der agrargeschichtlichen Forschung. Auf der Kornwestheimer Markung ließ sich die Allmende für das Spät-

Der historische Ortskern von Kornwestheim (1965)



mittelalter nur über Flur- und Anliegerbezeichnungen erschließen. Überwiegend bestand sie wohl aus Grünland, vor allem sogenannten Wegeländern, hinzu kamen einige Sonderkulturen, Flachs-, Hanfländer und Weingärten. Die Vergabe von Allmendland für den Getreide- und Krautbau an besitzarme Dorfbewohner gehörte hauptsächlich einer späteren Zeit an. Beachtung verdient, daß im späten Mittelalter und sicher seit ältester Zeit die Wege innerhalb eines Dorfes sowie die sie säumenden Grünflächen zur Allmende gehörten. Häuser und Gehöfte stießen an die Allmandgassen, auf denen daher, weil Gemeinbesitz darstellend, keiner für sich Sonderrechte beanspruchen durfte.

Über ein Jahrtausend wurden die schwäbischen Dörfer hauptsächlich von fließenden Brunnen mit Wasser versorgt, auch Kornwestheim, wo man – wie auch anderswo – die Quellen des kostbaren Naß mit Heiligennamen belegte. Aber wie wurde das Wasser- und Brunnenrecht im Mittelalter geregelt? Ein noch offenes Problem! Stellten Brunnen Privateigentum im Sinne des römischen Rechts dar, galten sie als Feudaleigentum, oder besaßen sie einen öffentlich-rechtlichen Charakter und zählten zur Allmende? Sehr wahrscheinlich gehörten auch sie zum Gemeineigentum.

Langer Streit währte in der Siedlungsgeographie, um einen anderen Problemkomplex anzutippen, um das Alter und die Entstehung der Gewinnflur, die als Verband gleichlaufender Streifenparzellen in Gemengelage definiert wird. Nicht nur Adolph Meitzen, auch Forschergenerationen nach ihm brachten sie mit der frühen alemannischen Landnahme in Verbindung. Die Markungsrekonstruktion für Kornwestheim zeigte zwar eine starke Parzellierung und Zersplitterung der landwirtschaftlichen Nutzfläche, aber von einer dominierenden Gewinnflur konnte hier wie in anderen württembergischen Altsiedeldörfern für das 14. Jahrhundert noch nicht die Rede sein. Die kartographische Rekonstruktion macht überwiegend das Bild einer allerdings verwirrend komplizierten kreuzlaufenden Block-Streifen-Gemengeflur sichtbar, also die unmittelbare Vorform der sich erst im Zuge weiterer Parzellierung seit dem 16. Jahrhundert herausbildenden Gewinnflur. Mit Hilfe der skizzierten Methode der Markungsrekonstruktion durch Besitzrückschreibung fällt es nicht schwer, die schrittweise Entstehung der kleinstreifigen Gewinnflur seit dem 15./16. Jahrhundert zu verfolgen. Doch nunmehr stellt sich uns das weit schwerer zu lösende Problem nach den Ursprüngen der Vorform dieser Gewinnflur, nach der Entstehung der meist kleinstrukturierten kreuz- und

querlaufenden Block-Streifen-Gemengeflur des hohen und späten Mittelalters. Es widerspricht unserem derzeitigen Wissensstand, sie einfach ins frühe Mittelalter, in die alemannische Landnahmezeit zurückzudatieren. Von ihr bis ins hohe Mittelalter klafft immerhin eine gewaltige Zeitspanne von einem halben Jahrtausend. Und damit nicht genug. Während dieses Zeitraums vollzog sich eine agrarisch-wirtschaftliche Revolution mit Eingriffen in die Natur, fast vergleichbar mit denen unseres Zeitalters.

Die Periode der hochmittelalterlichen Rodung hatte in den altbesiedelten offenen Gäulandschaften nicht nur die landwirtschaftliche Nutzfläche bis an die Grenzen der Markung, sondern mit dem unbestrittenen Sieg des Getreidebaus über alle anderen Nutzungsarten das Ackerland teilweise auf fast 95 Prozent der Markungsfläche ausgedehnt. Schon im 14. Jahrhundert war der Waldbestand der Kornwestheimer auf einen bescheidenen Rest von kaum 100 württembergischen Morgen zusammengeschrumpft. Flurbezirke, die ihrem Namen nach auf Baumbewuchs hindeuteten, waren längst in Ackerland verwandelt. Zahlreich sind noch heute Flurnamen erhalten, die auf einst ausgedehntes Wiesen- und Weideland, auf feuchte Niederungs- und auf Wasserflächen schließen lassen. Doch die Markungsrückschreibung ergab, daß von alledem im 13./14. Jahrhundert nichts mehr oder fast nichts vorhanden war. Auf den Fluren Pfitz, Lache und Heumaden wurde Getreide gebaut. Verschwunden, verlandet infolge des im Verlauf des Mittelalters wohl beträchtlich abgesunkenen Grundwasserspiegels waren Weiher und Seen, uns ebenfalls nur noch als Flurnamen für Ackerflächen bezeugt.

Den Sieg des Getreidebaus im 11./12. Jahrhundert haben die Menschen mit für sie bereits spürbaren Veränderungen im natürlichen Wasserhaushalt bezahlt, ein damals allerdings noch tragbar scheinendes Opfer, da trotz des Versiegens zahlreicher Gewässer und trotz des Absinkens des Grundwasserspiegels die Wasserversorgung von Mensch und Tier im allgemeinen nicht gefährdet war. Über die genauere Datierung von Flurnamen und ihren Ursprüngen führt uns somit die Markungsrekonstruktion letztlich zu Kernfragen des menschlichen Daseins, zu dem stets aktuellen Problem der immerwährenden Auseinandersetzung des Menschen mit der ihm anvertrauten Natur. Es ist also für die Aufhellung örtlicher Geschichte und darüber hinaus durchaus lohnend, sich mit den Methoden und Möglichkeiten einer Markungsrekonstruktion ins Mittelalter vorzutasten.

# Friedrich Adler (1878–1942)

## Ein Künstler aus Laupheim

Ernst Schäll

In unmittelbarer Nähe des Stadtzentrums von Laupheim liegt auf dem Judenberg (die Straßenbezeichnung ist heute noch gültig) der jüdische Friedhof. Nicht weit davon stand bis zu der verhängnisvollen sogenannten Kristallnacht im November 1938 die stattliche, mit zwei Türmen flankierte, im Neorenaissancestil gehaltene Synagoge. Der Friedhof ist ringsum von einer hohen Mauer umschlossen. Mit in die Umfassungsmauer integriert ist das Haus des ehemaligen Friedhofswärters. Ein großer Torbogen mit zwei eingelassenen Sandsteintafeln in deutsch und hebräisch mahnen den Besucher mit den Worten «Bestelle dein Haus».

Der Besucher betritt den Friedhof durch eine Pforte neben dem Tor. Wie ein Baldachin überdecken die hohen Bäume die Gräberfelder. Eine Oase des Friedens und der Besinnung. Vorbei an immergrün- und efeubewachsenen Gräbern liegt vorne, stets im Blickfeld, das Ehrenmal für die im Weltkrieg 1914–1918 gefallenen Söhne der Laupheimer jüdischen Gemeinde (Abb. 2). Dieses Kriegerdenkmal

Abb. 1: Friedrich Adler (1878–1942) im Alter von 56 Jahren. Aufgenommen in Hamburg.



entstand nach dem Entwurf von Friedrich Adler. Bei weiterem Gang findet der kunsthistorisch interessierte Betrachter noch eine ganze Anzahl von Grabmälern, die zwischen ca. 1905 und 1935 nach den Entwürfen dieses Künstlers hergestellt wurden. Die Grabmäler fallen durch ihre künstlerische Durchgestaltung bis ins Detail der Gräber-Umfassungen auf (wir kommen später noch darauf zurück).

Ein kleines Bronze-Epitaph, das aus Anlaß des hundertsten Geburtstages auf dem Grab des Bruders Jakob angebracht wurde, der aus Gram über die Judenverfolgung im Jahr 1935 den Freitod wählte, erinnert an den bedeutenden Sohn Laupheims, Friedrich Adler (Abb. 1).

### Biographisches

Friedrich Adler wurde am 29. April 1878 in Laupheim geboren. Er entstammt einer Kaufmannsfamilie der großen jüdischen Gemeinde dieser ober-schwäbischen Oberamtsstadt. Sein Vater Isidor Adler (1828–1916) war in erster Ehe mit Henriette geb. Engel (1833–1873) verheiratet. Dieser Ehe entsprossen drei Kinder. Der zweiten Ehe mit Frida geb. Sommer (1841–1921) entsprossen ebenfalls drei Kinder, deren jüngstes Friedrich war. Der Vater betrieb eine Konditorei, die er zusammen mit seinen beiden Söhnen Eugen und Edmund (beide 1942 in Auschwitz ermordet) zu einer Großhandlung ausbaute.

Aus einem Aufsatz, den Friedrich Adler in späteren Jahren (1937) für den jüdischen Kulturbund in Hamburg mit dem Titel «Wege und Umwege» schrieb, darf man wohl schließen, daß er die Anlagen für die künstlerische Begabung von der väterlichen Linie mitbekam: er berichtet, wie er als Knabe zum ersten Male versuchte, ein Negativ für einen Gipsdruck herzustellen und schreibt u. a.: «Ich wußte von meinem Vater, daß er sich seine Backformen und Springerlesmodel, aus denen sich so herrliches Gebäck formen ließ, wenn man den Teig hineinquetschte, selbst negativ schnitzte.» Es war sicherlich nicht alltäglich, daß ein Konditor seine Model selbst herstellte.

Adler besuchte die israelitische Volksschule in Laupheim und anschließend die dortige Realschule. Vom Herbst des Jahres 1894 an studierte er dreieinhalb Jahre lang an der königlichen Kunstgewerbeschule in München. Danach war er bis zum Jahre 1902 als freischaffender Künstler in München tätig;

dann nahm er erneut ein Studium auf: als erster Schüler schrieb er sich in den neugegründeten Lehr- und Versuchsateliers von Hermann Obrist und Wilhelm von Debschitz ein. Aus diesen frühen Jahren seiner künstlerischen Tätigkeit ist uns Reichliches überliefert, und auch die Fachliteratur beschäftigt sich bereits mit der Person und mit dem Schaffen des jungen Künstlers. In «Kunst und Handwerk» des Jahrgangs 1897/98 werden erstmalig Arbeiten von Adler vorgestellt. U. a. wird der Entwurf für den Einband des Sammelbandes der genannten Fachschrift abgebildet, für den er den 1. Preis erhielt. Die Gestaltung des Einbandes soll die Zusammenarbeit der Künstler mit dem Handwerker symbolisieren: Aus Ähren entspringt ein Zweig, der durch die Wappen der Künste und des Handwerks wächst, um sich kreisförmig zu schließen. Oben steht ein Pokal in Ananasform, der diese Vereinigung krönen soll.

In diese Zeit fällt auch die Freundschaft mit dem Studiengenossen Paul Bürck (Maler, Graphiker und Kunstgewerbler, geb. in Straßburg 1878, gest. in München 1947). Eine literarische Erwähnung dieser Freundschaft finden wir in «Kunst und Handwerk»

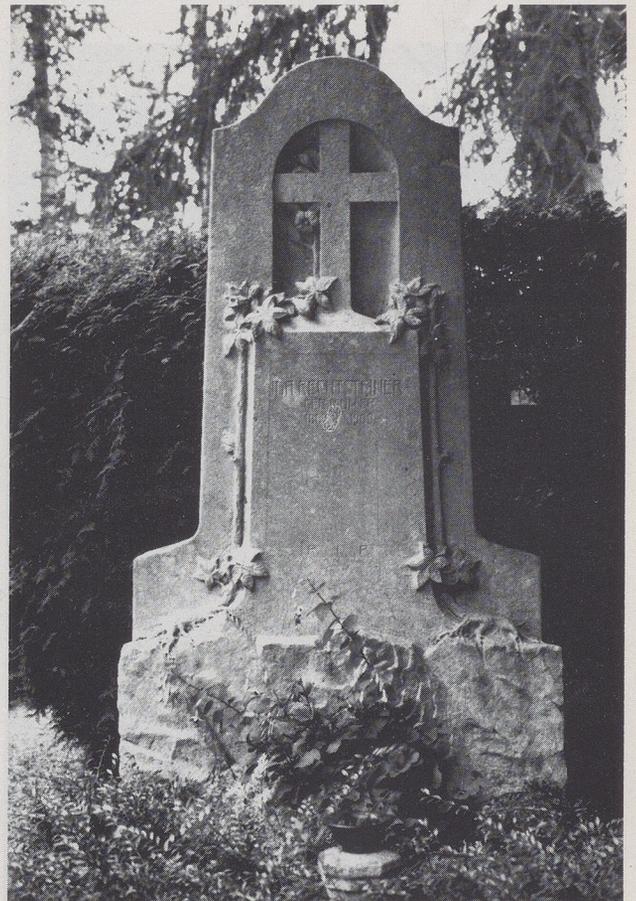
Jahrgang 51, Heft 1, S. 22–27. Hier spiegelt sich auch die soziale Einstellung dieser jungen Künstler: «In Laupheim bei Ulm im Jahre 1878 geboren, kam Adler im Herbst 1894 nach München, wo er u. a. dreieinhalb Jahre lang die Kunstgewerbeschule besuchte. Seiner weitergreifenden künstlerischen Selbstbildung waren die zum Teil mit Bürck gemeinsam unternommenen Wanderungen in Oberbayern, in Tirol, am Rhein, bei denen Skizzenbuch und Palette treue Begleiter waren, sehr förderlich. Mit der Mehrzahl seiner Kampfgenossen teilt er das Streben, seine Kraft weniger in den Dienst der oberen Zehntausend als in den des deutschen Bürgerstandes zu stellen und an der Schaffung echt deutscher Heimstätten mitzuwirken. Es wird sich wohl Gelegenheit finden, den jungen Kämpen auf seinen weiteren Streifzügen zu verfolgen. Weitere Freundschaften bestanden mit Josef Wackerle (Partenkirchen 1880–1959 Partenkirchen), mit Wolfgang von Wersin (Prag 1882–1977 Bad Goisern) und mit Willi Geiger (Schönbrunn bei Landshut 1878–1971 München).»

Die folgenden Schaffensjahre spiegeln sich in der bereits genannten Fachschrift «Kunst und Hand-

Abb. 2: Kriegerehrenmal im israelitischen Friedhof in Laupheim. Entwurf Friedrich Adler (1919), Ausführung Franz Müller, Laupheim.



Abb. 3: Grabmal für Ida Rechtsteiner, Friedhof Laupheim. Entwurf Friedrich Adler (1907), Ausführung Franz Müller, Laupheim.



werk», in den Monatsheften für freie und angewandte Kunst «Die Kunst und Dekoration», in der «Deutschen Goldschmiedezeitung», in den Jahrbüchern des deutschen Werkbundes sowie in verschiedenen anderen Kunstillustrierten und Fachbüchern.

Recht unterschiedlicher Art sind seine Entwürfe – und zugleich typisch für das Kunstschaffen in dieser Zeit des Jugendstils. Man findet hier Entwürfe für geschnitzte und gegossene Kapitelle, einen gemalten Wandfries, Zinnschalen, Silber- und Goldschmiedearbeiten, ja sogar Petroleumlampen, Spirituskocher und Schirmgriffe, aber auch Stickereien und Vorsatzpapiere für den Buchbinder. Seine Entwürfe für Zinn- und Silber- sowie Gebrauchsgegenstände waren sehr geschätzt. Sie wurden von angesehenen Zinngießern, Gold- und Silberschmieden ausgeführt. So arbeitete die Nürnberger Zinngießerei Walter Scherf u. Cie (Markenzeichen «Isis und Osiris») ebenso nach seinen Vorlagen wie Eugen Wiedemann in Regensburg. Als Silberschmiede sind zu nennen die Firmen Paul Bruckmann und Söhne in Heilbronn und J. C. Wich in Nürnberg. Seine Entwürfe wurden sowohl für die

Herstellung von Einzelstücken – wie z. B. von sakralen Kultgeräten für Synagogen – als auch für Serienfertigung von Zier- und Kunsterzeugnissen oder von Kultgeräten zum Gebrauch für die jüdische Familie verwendet.

Für die «Internationale Ausstellung für dekorative Kunst» in Turin (1902) wurde Adler von der Württembergischen Landesgruppe des Deutschen Werkbundes die dekorative Gestaltung des Vorraumes als Auftrag übergeben, von ihm stammen die Entwürfe für die Tafelung, für den Deckenstuck und Türeinfassungen. Auch Lampen und verschiedene Möbel wurden damals von Adler entworfen. Im Oktober 1903, im Anschluß an das Studium, übernahm Adler in der Obrist-Debschitz-Schule in München ein Lehramt u. a. auch für das Spezialfach der Stucktechnik. Es wurde eigens für dieses Fach eine Werkstätte in der Schule eingerichtet, deren Ziel es war, diesen in phantasielose Lethargie verfallenen Zweig der Architektur-Gestaltung neu zu beleben. Verschiedene Publikationen geben Aufschluß darüber, was aus dieser Werkstätte hervorgebracht wurde. Nicht nur Entwurf und Ausführung von Stuck für Innenräume wurden hier seiner-

Abb. 4: Grabmal für Isidor Adler, den Vater des Künstlers, israelitischer Friedhof Laupheim. Entwurf Friedrich Adler (1916), Ausführung Franz Müller, Laupheim.



Abb. 5: Grabmal Lämmle, israelitischer Friedhof Laupheim. Entwurf Friedrich Adler (ca. 1920), Ausführung Franz Müller, Laupheim.



zeit gelehrt, sondern auch die Gestaltung von Hauseingängen und Portalen, von Tür- und Fenstereinfassungen. Auf diesem Gebiet machte sich Adler einen Namen. Eine solche Einfassung ist heute noch erhalten in Laupheim, König-Wilhelm-Str. Nr. 21. An diesem Beispiel zeigt sich das Einfühlungsvermögen des Künstlers. Die Details der Türeinfassung, Balkonverzierung (nicht mehr vorhanden), der Erker wurden wohlgelungen in die Gesamtkonzeption des Gebäudes einbezogen. Mitarchitekt war der Münchner Wilhelm Spannagel, wie Adler ein Mitglied des deutschen Werkbundes. Es ist auch überliefert, daß Adler die bildhauerischen Arbeiten der Sandstein-Einfassung dieses Hauseingangs eigenhändig ausführte. Sein Künstlermonogramm ist zwischen der Jahreszahl 1905 eingemeißelt.

Am 1. April 1907 übernahm Adler ein Lehramt an der bekannten Kunstgewerbeschule Hamburg, später Landeskunstschule. Er unterrichtete in der Klasse für ornamentische Gestaltung. Am 25. Juni 1926 wurde er zum Professor ernannt.

Besondere Beziehungen bestanden weiterhin zu Nürnberg; dort ließ Adler nicht nur wie schon erwähnt seine Entwürfe ausführen, sondern er war

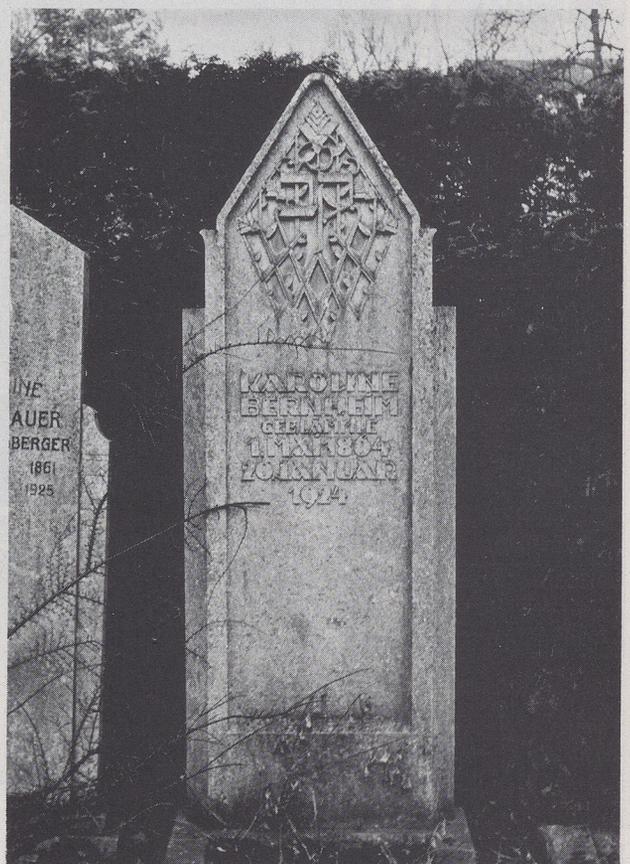
dort auch schulisch tätig: in den Sommermonaten der Jahre 1901 bis 1913 wurden von der Bayrischen Gewerbeanstalt in Nürnberg sogenannte Meisterkurse abgehalten, deren Leitung von 1911 bis 1913 Friedrich Adler übernahm. Hier wurden bereits fertig ausgebildete und teilweise anerkannte Kunsthandwerksmeister im künstlerischen Entwurfzeichnen aus- bzw. weitergebildet. Welch hohen Rang diese Meisterkurse hatten, zeigen die Namen der Vorgänger Adlers bei diesen Kursen, es waren dies 1901 bis 1903 Peter Behrens (Hamburg 1868 – Berlin 1940), Richard Riemerschmid (München 1868 – München 1957) und Paul Hausenstein (Chemnitz 1880 – Stuttgart 1944). Im Gewerbemuseum Nürnberg befinden sich außer einer Anzahl von Objekten nach Adler-Entwürfen verschiedene Schülerarbeiten der Meisterkurse, deren künstlerischer Ausdruck an Adler erinnert.

Ein Höhepunkt im künstlerischen Schaffen waren seine Arbeiten für die Werkbundaussstellung in Köln im Jahre 1914. Für eine Synagoge, in allen Details einschließlich der ausgestellten sakralen Kultgeräte von Adler entworfen, wurde ihm von der Fachwelt höchste Anerkennung gezollt. So schreibt der Berli-

Abb. 6: Grabmal für Frieda Adler, die Mutter des Künstlers, israelitischer Friedhof Laupheim. Entwurf Friedrich Adler (1921), Ausführung Franz Müller, Laupheim.



Abb. 7: Grabmal Karoline Bernheim, israelitischer Friedhof Laupheim. Entwurf Friedrich Adler (1924), Ausführung Franz Müller, Laupheim.





ner Kunsthistoriker Peter Jessen im Jahrbuch des deutschen Werkbundes (1915) über die Ausstellung: «Zu hohen Zielen hob sich die Raumkunst ganz hinten in der Haupthalle. Drei weite Kirchenräume, zugleich als Rahmen neuzeitlicher Erzeugnisse kirchlicher Kunst. Die evangelische Kirche mit Taufraum und Sakristei von Friedrich Plüzer in Darmstadt, die katholische von Eduard Endler in Köln, die Synagoge von Friedrich Adler in Hamburg. Eine Ausstellung in der Ausstellung. Eine Fülle ernsten Wollens in allen dreien. Aber durch einheitliche, tiefdringende Durchbildung aller Teile bis in alle Winkel des Raumes und jede Linie der Geräte stand die Synagoge weit voran, eine der überraschendsten und anziehendsten Leistungen auf der Ausstellung, im besten Sinne werkbundmäßig nach Gesinnung und Form.»

Max Schach bemerkte in der illustrierten Monatszeitschrift für das Gesamte Judentum «Ost und West» (1918, Heft 314, XVIII Jahrgang, S. 77–84) u. a.: «Ich freue mich, dem Hamburger Friedrich Adler, hier einige Worte widmen zu können. Adler steht nicht nur in der ersten Reihe der Könner, er zählt auch zu den Vorkämpfern für den Geschmack in allen kleinen und großen kunstgewerblichen Dingen des Lebens.

Die interessanteste Seite im Schaffen Adlers sind

seine religiösen Gegenstände. Hier besonders hat er Neuland betreten. Nirgendwo gibt es einen starren Konservatismus der Formen als in den Zeremonialgegenständen. Wohl haben alte Funde und Familienstücke den Beweis eines hoch entwickelten Kunstgewerbesinns erbracht, aber man darf aussprechen, daß dieser Sinn später nicht fortentwickelt, nicht dem Fühlen neuer Generationen angepaßt wurde. Der Inhalt wird ewiglich derselbe bleiben – aber wir wollen darüber nicht die Schale vergessen. Sie darf und soll erweisen, daß der jüdische Künstler mit Liebe und Andacht nach neuen, verherrlichenden Formen strebt. In den Kultgeräten gibt Friedrich Adler Vollendetes. Diese wundervoll geschwungene Sederschüssel, reich an gedanklicher Ornamentik, Prunkstück aber nicht Protzenstück, läßt sich gut auf einem patriarchalischen Familientisch denken. Der silberne Leuchter setzt die Linie glücklich fort. Man möchte den Wunsch aussprechen, daß diese Geräte, nicht weniger wie das Habdalah-Gerät, von bewunderten Schaustücken zu Zweckstücken werden möchten. Denn in ihnen allen ist ein Feierliches, Festliches, das edle Material, die edlen Formen sind Ausdruck uralter, heiliger Feiertagsmelodien. Nur mitschwingendes, weil eingeborenes Gefühl vermag die Thorakrone zu schaffen, die sich in Adlers großem Werk findet . . .



Abb. 8: Synagoge (Haupthalle) der Ausstellung des deutschen Werkbundes in Köln (1914). Entwurf Friedrich Adler.

Abb. 9 (links nebenstehend): Synagoge der Ausstellung des deutschen Werkbundes in Köln (1914). Detail des neunteiligen Buntglasfensters. Entwurf Friedrich Adler.

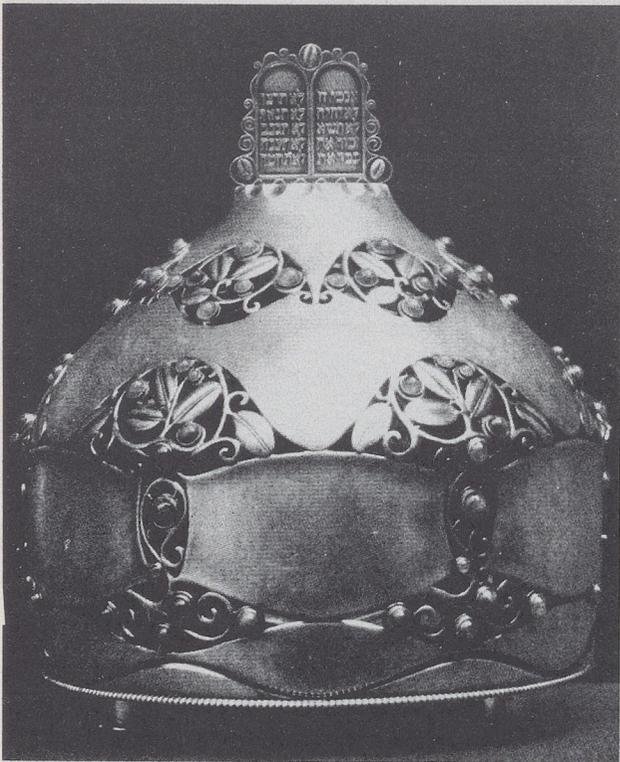
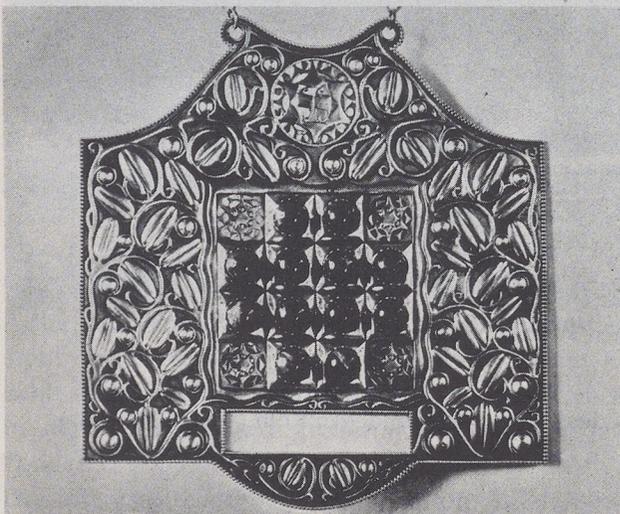


Abb. 10: Thorakrone, Silber und Amethysten. Ausgestellt bei der Ausstellung des deutschen Werkbundes in Köln (1914). Entwurf Friedrich Adler (ca. 1911), Ausführung Paul Bruckmann u. Söhne, Heilbronn.

Auch das mit leuchtenden Amethysten gehobene Thoraschild ist Zeugnis feinsten Vollbringens. Und man müßte, um ein Gegenstück zu dieser Neugestaltung von Kultgeräten zu finden, zu ihrer sinnfälligen Hebung, auf das Werk der berühmten Kirchenkünstler zurückgehen.

Abb. 11: Thoraschild, Silber und Amethysten. Werkbundaussstellung Köln (1914). Entwurf Friedrich Adler (ca. 1911), Ausführung Paul Bruckmann u. Söhne, Heilbronn.



Er strebt ins Große, Weite. Auf der Deutschen Werkbund-Ausstellung waren seine Modelle für eine Synagoge zu sehen. Kein Zweifel, daß hier noch große Arbeit zu leisten bleibt. Die Synagogen Mitteleuropas werden, von kleinen Varianten abgesehen, seit Jahrzehnten nach gleichbleibenden Stilarten gebaut. Da und dort wollte man Wucht erzielen, mächtigen Gefühlsappell; es wurde nicht selten ein harter, kurzer Ton. In der Qual der Wahl ließ man sich auch zu Stilmischungen verleiten. Da ist es schön, zu sehen, wie Adler sich ein Gotteshaus unserer Tage denkt. Aus dem mißachteten, weil nur wenigen Gestaltern dienstbaren, keramischen Stoff formt er sich den Vorhof, diesen edel gewellten Bau, in dem die ruhige Stimmung der Andachtsstätte aufklingt. Das «Glasfenster» und der «Blick in den Hauptraum» können (wie alles andere hier Verbildlichte) allerdings nur eine schwache Andeutung des architektonischen Wollens geben. Aber der Geist, der den Künstler lenkt, ist zu spüren.»



Abb. 12: Sederschüssel, Silber. Werkbundaussstellung Köln (1914). Entwurf Friedrich Adler (ca. 1912), Ausführung Paul Bruckmann, Heilbronn.

Schon kurz nach der Jahrhundertwende sind die ersten Möbelentwürfe entstanden, die in Laupheim, Göppingen und später auch in Hamburg hergestellt wurden. Daneben entstanden Entwürfe für Schmuck und Elfenbeinarbeiten. Der aus Java stammende Batikdruck wurde von Adler nicht nur neu belebt, sondern es wurden von ihm auch neue Druckverfahren entwickelt.

Mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges wurde der Jugendstil endgültig begraben. Friedrich Adler wurde zum Militärdienst eingezogen, zuletzt diente er als Offizier-Stellvertreter.

Sofort nach der sogenannten Machtübernahme

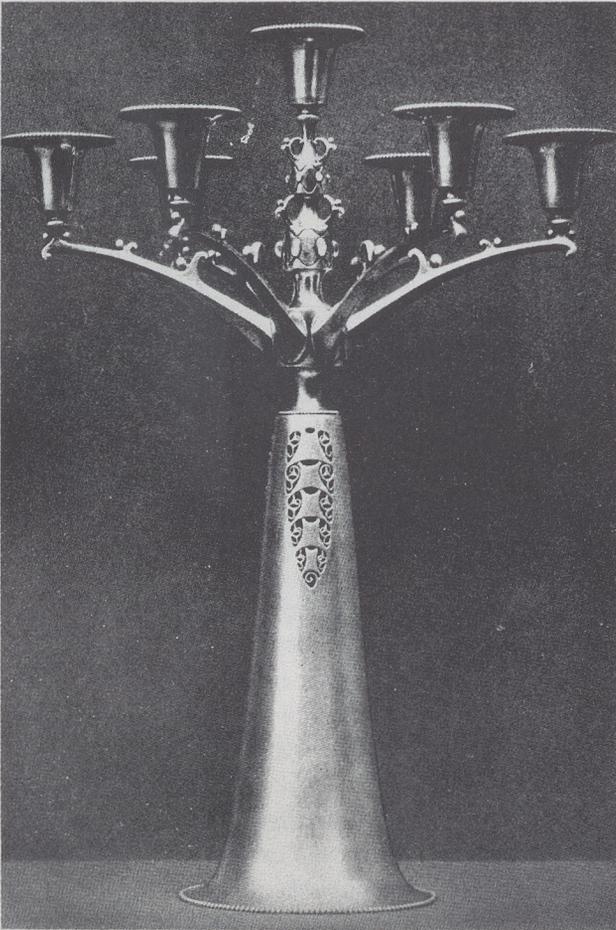


Abb. 13: Leuchter für den Sedertisch. Werkbundausstel-  
lung Köln (1914). Entwurf Friedrich Adler (ca. 1912),  
Ausführung Paul Bruckmann u. Söhne, Heilbronn.

durch den Nationalsozialismus wurde Friedrich Adler aus dem Schuldienst entfernt und zwangspensioniert. Der hochgeschätzte Pädagoge gab in privaten Zirkeln, die vom Hamburger jüdischen Kulturbund veranstaltet wurden, weiterhin Unterricht. In dieser Zeit hat sich Adler auch schriftstellerisch betätigt. Ein Aufsatz, der im Dezember 1937 in den «Monatsblätter des Jüdischen Kulturbundes» erschien, soll hier wiedergegeben werden:

#### *Von der Phantasie*

*Wenn man sagt oder hört, dieser Mensch oder jener Künstler hat Phantasie, so denkt man einen Augenblick nach, bejaht oder verneint, und begnügt sich mit dem Werk und der sich darin verkörpernden Phantasie. Es lohnt sich aber vielleicht doch, etwas tiefer nachzudenken über das Wesen der Phantasie als einem Phänomen, ohne welche die Wirklichkeit, das Leben selbst wahrscheinlich unerträglich wäre.*

*Phantasie wird häufig verwechselt mit Vorstellungsvermögen. Das ist aber nicht dasselbe, weil es sich nicht um*

*Erinnerung oder Vorstellung von Wirklichem, sei es Gegenwärtiges oder Vergangenes, handelt, sondern um eine innere Schau von Unwirklichem. Es handelt sich um jene Kraft, vermöge welcher wir im Wirklichen die Idee erkennen, und umgekehrt, einer Idee Wirklichkeit oder Form zu geben imstande sind. Auf solche Weise wirken wir als Medium und Werkzeug eines fortzeugenden göttlichen Willens in der Welt, in die wir hineingestellt sind. Wer möchte daran zweifeln, daß das Universum einem Plan gemäß entstand. In großen Linien, in wenigen Formen, in embryonalen Bildungen wird man sich den Grundriß des Weltbildes vorzustellen haben, und uns ist die Phantasie als ein Vermächtnis zuteil geworden, als ein Auftrag, im Sinne dieses göttlichen Planes am Weltbild zu arbeiten und nicht zuletzt an uns selbst. Alle unsere Instinkte, unser komplizierter Denkapparat, unser rastloser Erfindungsgeist, einmal ins Rollen gebracht, formen an diesem Weltbild – positiv und negativ –, sinnvoll und unsinnig, gut und böse.*

*Nur dem Menschen ward die Fähigkeit verliehen, den Sinn jener einmaligen Idee und Planung «Welt» zu begreifen, aber ihm ward auch jenes Phänomen, das wir Phantasie nennen, eingegeben, damit er, nicht wie das Tier, nur sehen und begreifen kann, was ist, sondern, damit er auch das ahnt und wünscht, was werden kann und werden muß. So sind von Geschlecht zu Geschlecht Träume, Wünsche und Sehnsüchte auf uns gekommen, die der Erfüllung harren, und die sich eines Tages in diesem oder jenem bevorzugten Menschen, dem nicht nur Phantasie, sondern auch Schöpferkraft gegeben war, erfüllt.*

*Eine Anschauung der Welt hätte wenig Beglückendes, und unser Leben wäre armselig, wenn uns nicht die Einbildungskraft, die Phantasie eingeboren wäre. Sie schiebt*

Abb. 14: Habdalah-Gerät. Werkbundausstel-  
lung Köln (1914). Entwurf Friedrich Adler (ca. 1912), Ausführung  
Paul Bruckmann, Heilbronn.



sich, um zu wirken, gleichsam automatisch zwischen das optische Auge oder das akustische Ohr und jene seelische Empfangsstation, die wir uns als ein Kraftwerk sublimster Organisation vorzustellen haben, und übernimmt dort die Aufgabe eines Filters von unvergleichlicher Subtilität. Diese Empfangsstation, geladen mit unserem Temperament, reagiert entsprechend dieser Geladenheit auf Schwingungen und Wellen aller wahrgenommenen Erscheinungen und Vorgänge, wobei wir betonen möchten: nicht alle Erscheinungen und Vorgänge, welche die Pupille durchläßt, werden auch «wahrgenommen». Wir hielten dies ebensowenig aus, wie wir die Geräusche ertrügen, die wohl an unser Ohr branden, die aber nur zum Teil ihre Resonanz finden. Außerdem ist das Quantum wahrnehmbaren Stoffes abhängig von der Aufnahmefähigkeit der geistigen, nervlichen und seelischen Akkumulatoren unseres Kraftwerks.

Man spricht mit Recht von «aktiver» und «passiver» Phantasie. Die passive ist nötig, um das Wirken der aktiven zu begreifen und sich in das Werk einzufühlen. Mehr oder weniger ist sie jedem Menschen gegeben. Passive Phantasie ist immer gekoppelt mit Einfühlungsgabe und mit der Fähigkeit des Nachempfindens und Mitschwingens. Die aktive hat darüber hinaus den Willen und die Fähigkeit, Erschautes, Erfühltes, Erdachtes und Er-

Abb. 16: Chanukka-Lampe aus Zinn, versilbert. Gewerbemuseum Nürnberg, Inv.-Nr. 9207. Entwurf Eugen Wiedemann unter Einfluß von Friedrich Adler (1912). Höhe 18 cm, Breite 20 cm.



Abb. 15: Esrogdose und Kidusch-Becher. Werkbundausstellung Köln (1914). Entwurf Friedrich Adler (ca. 1912), Ausführung Paul Bruckmann, Heilbronn.

träumtes zu gestalten, zu formen, sichtbar und hörbar zu machen. Dem von ihr Besessenen genügt oft ein Naturerindruck, eine Zeitungsnotiz, ein Ton, den der Wind ihm zuträgt, um das Kraftwerk in Bewegung zu setzen. Es ist, als ob dadurch ein Kontakt ausgelöst würde, der nun jenen unbekanntem Wellen und Strömen die Tore öffnet zu Verborgenheiten, zu aufgespeichertem Stoff, zu Reichtümern, deren Ursprung und Herkunft wir nicht kennen, denn der phantasiebegabte, schöpferische Mensch ist nicht nur in hohem Maße wachsam und aufnahmefähig für Gegenwärtiges, er ist auch auserwähltes Gefäß jahrhundertealter Geschlechterinhalte, und ihm ist ein Ahnungsvermögen gegeben wie wenigen. Geringer Anstoß, flüchtige Begegnung genügen, um den Kontakt auszulösen und die Assoziation mit jenen Inhalten herzustellen. So kommt es, daß wir einem Michelangelo seinen Jeremias glauben, ja, noch mehr, daß wir uns gar nicht denken können, ein anderer hätte je existiert. Und ist nicht sein Adam eigentlich der von Gott Beabsichtigte?

Wir kennen nicht die Modelle und Urbilder der Maler und Bildhauer, aber wie erstaunt wären wir, wenn wir z. B. das oft so simple «Motiv» sehen würden, vor dem ein Cézanne seine farbigen Bildbauten aufführte.

Wer kennt nicht die Zauberwirkung der Maske und des Kostüms und wer war nicht erstaunt, wenn er hörte, daß diese Ophelia oder jener Falstaff ihm vielleicht eine Stunde, bevor der Vorhang aufging, noch kaffeetrinkend oder zeitungslisend gegenübergesessen sind.

Es wäre noch zu sprechen von jener Phantasie, die wir die «spekulative» nennen möchten. Wir begegnen ihr bei den Forschern, Entdeckern und Erfindern. Als James Watt im brodelnden Teekessel den Dampfkessel erschaute, war diese Phantasie am Werk und ließ ihn in dieser Schau Kräfte vermuten, die bis zu jenem Augenblick niemand zu ahnen wagte. Aber der uralte Fliegertraum des Dädalus ging erst in unseren Tagen in Erfüllung. Dädalus, der «Phantast», wähnte, zwei Flügel genügten, um aus einem



Abb. 17: Silberbowle, Höhe 56,7 cm, größter Durchmesser 42,3 cm. Gewerbemuseum Nürnberg.  
Entwurf Friedrich Adler (1910), Ausführung J. C. Wich, Nürnberg.

*Menschen einen Vogel zu machen, und er büßte diesen «Naturalismus» mit dem Tod. In der Technik genügt es eben nicht, Phantast und Träumer zu sein. Technische Phantasie ist die Phantasie der Zahlen und des Kalküls. Die Stoffe und ihre Eigenschaften geben der Phantasie des Ingenieurs die Nahrung, sie sind die Elemente, in welchen er geahnte Möglichkeiten seiner Phantasie verwirklicht. Phantasie sieht die Welt nicht wie sie «ist», nein wie sie «soll», und als Tochter und Bevollmächtigte einer göttlichen Macht nimmt sie Besitz an diesem oder jenem. Er ist sich dessen bewußt und sein Leben geht um nichts weiteres als um Erfüllung einer Mission und um Verwirklichung.*

Diese Niederschrift zeigt uns die großen geistigen Gaben des Künstlers Friedrich Adler. Dieses geistesgeschichtliche Dokument eröffnet uns heute das Streben dieses großartigen Menschen, sich wenigstens noch einem kleinen Kreise mitzuteilen. Seine ehemaligen Schüler sprechen noch heute mit großer Verehrung von ihm.

Am 11. Juli 1942 wurde Friedrich Adler in das Konzentrationslager nach Auschwitz deportiert – sein Todesdatum ist uns nicht überliefert.

#### Das Werk

Die große Vielseitigkeit des Künstlers, Designers und Innenarchitekten soll hier – gegliedert in verschiedene Fachgebiete – dargestellt werden.

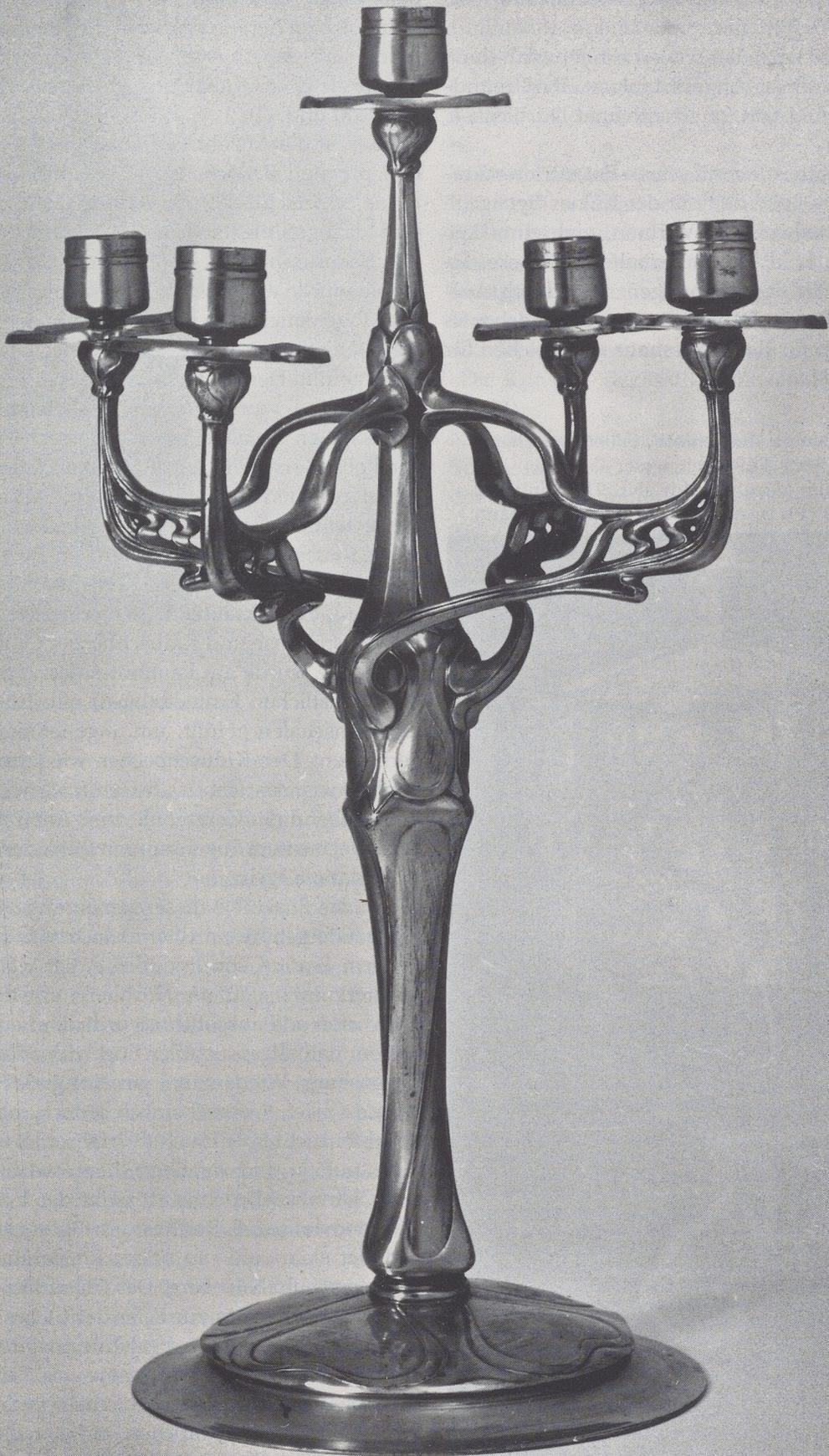
#### Friedhof- und sakrale Kunst

Wenn man von Hermann Obrist absieht, der eine ganze Reihe hervorragender Grabdenkmäler schuf, ist außer Friedrich Adler nicht leicht ein weiterer freischaffender Künstler von Rang in dieser Zeit in Deutschland nachzuweisen, der sich ebenfalls mit diesem Gebiet beschäftigt hat. Seine interessantesten Entwürfe finden wir ohne Frage in Laupheim. Das früheste noch erhaltene Grabmal für Ida Rechtsteiner, die Frau seines Möbelschreiners, aus dem Jahre 1907 auf dem christlichen Friedhof, ist noch ganz dem Jugendstil verpflichtet (Abb. 3). Interessanter ob ihrer Ornamentik sind jedoch die Grabsteine aus den Jahren nach 1910 im jüdischen Friedhof. Besonders seien hier die Grabmäler für den Vater Isidor Adler (Abb. 4) und die für die Familie des aus Laupheim stammenden Filmproduzenten Carl Lämmle, Hollywood, erwähnt (Abb. 5), die zwischen 1910 und 1920 entstanden sind. Die durchbrochene Ornamentik, maßwerkähnlich ausgeführt, vegetabil, jedoch nicht jugendstilhaft, sondern

geometrisch geordnet, ist wohl einmalig. Schon expressionistisch anmutend ist der Grabstein der Mutter, der an eine Wasserfontäne erinnert (Abb. 6). Ganz dem Expressionismus ist das Grabmal für Karoline Bernheimer verpflichtet (Abb. 7). Hier ist die Ornamentik als Relief in Rautenform ausgeführt. Die darin ebenfalls von unten her rautenförmig nach oben wachsenden Zweige werden zu einem Lebensbaum mit einer stilisierten großen Blüte an der Spitze vereinigt. Von den neueren Grabmalern seien die von Hugo Hofheimer und von Janette Rieser wenigstens erwähnt, die, wenn man so will, Bauhausstil in der besten Darstellung sind.

An hervorragender Stelle in der sakralen Kunst Friedrich Adlers steht die auf dem Kölner Messengelände errichtete (nicht mehr vorhandene) Synagoge, über die bereits berichtet wurde. Der Baustil erinnert nur noch wenig an die traditionelle synagogale Architektur des 19. Jahrhunderts, deren Erbauer den maurischen Stil als den historisch jüdischen ansahen. Dies galt auch für den Architekten Adolf Wolf (geb. 1832 in Esslingen), der in Württemberg die Synagogen in Stuttgart, Heilbronn und Ulm erbaute. Diese Tradition läßt Adler nur bei der Form des dreiteiligen Durchgangs vom Vorhof in die Haupthalle und an den Lichtgaden der Frauengalerie anklingen (Abb. 8). Beide Räume waren reich in ornamentaler Terrakotta, die Vorhalle in dunklem Rotbraun, die Haupthalle in hellen Farben gehalten, wobei die Haupthalle auch eine reiche Stuckierung aufwies. Ausgeführt wurde die Terrakotta von Gerstenkorn und Meimersdorf in Hamburg. Innerhalb einer halbrunden Chorschranke, die in intarsierten, gleichmäßig aneinandergereihten Quadraten ausgeführt war, befand sich ein apsidenartiger Chor, in dem die heilige Lade – der Thoraschrein – untergebracht war. Vor dem Thoraschrein war ein wenig erhöhtes, in Hufeisenform gehaltenes Almemor (Kanzel). Die Schreinerarbeit wurde seinerzeit von Ph. Rechtsteiner aus Laupheim ausgeführt. Links des Chors war ein großes neunteiliges Buntglasfenster, drei Felder nebeneinander, drei Felder übereinander, das von hervorragender Schönheit gewesen sein muß. Uns wurde nur eine SW-Aufnahme überliefert (Abb. 9). Die Symbolik stellte die Stämme Israels dar. Die drei in der Aufnahme erhaltenen Fenster sind zumeist dem Segen Jakobs entnommen (1. Buch Moses, Kap. 49). Das linke Fenster gilt dem Stamm des Benjamin (Benjamin), des Wolfs (nach

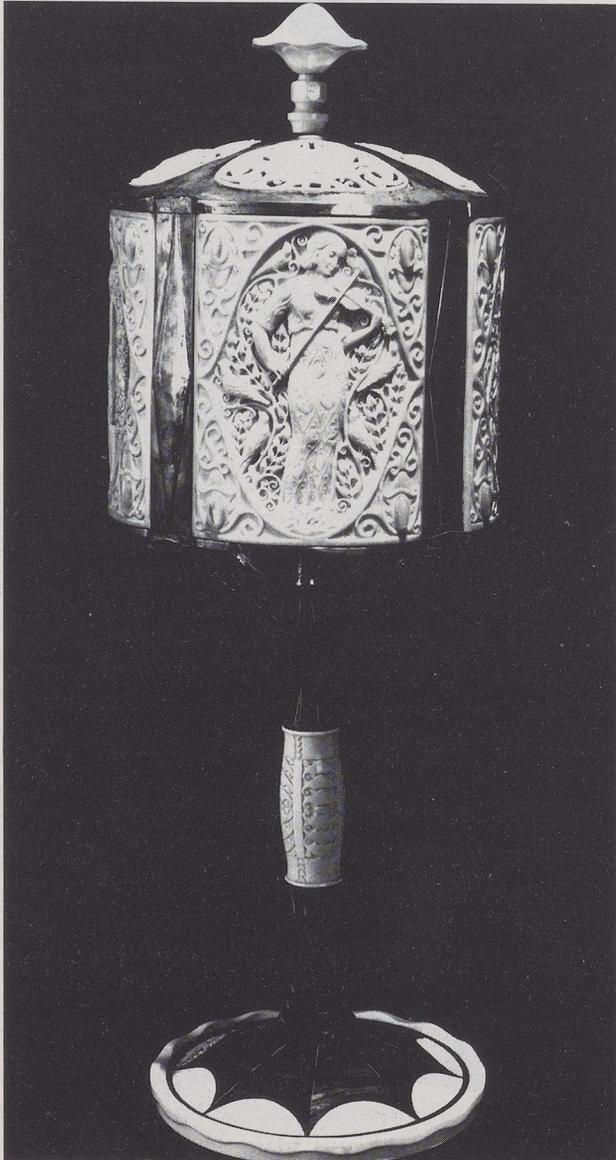
Abb. 18: Girandole aus Zinn, feuervergoldet. Höhe 41 cm. Im Badischen Landesmuseum, vormals Sammlung Woeckel, München. Entwurf Friedrich Adler (1901), Ausführung Walter Scherf, Nürnberg (Markenzeichen «Isis und Osiris»).



49,27). Das Mittelfenster zitiert die Symbolik zweier Stämme: Schim'on (Simon) ist der Mann des Schwertes (49,5–7, und desselben Buches Kap. 34), darunter das Schiff weist auf S'wulum (Sebulum). Das rechte Feld zeigt den Löwen von Jehudah (Juda – nach 49,9). – Diese Angaben folgen einer freundlichen Mitteilung von Landesrabbiner Dr. Bloch †, Stuttgart.

Einmaliges schuf Adler mit seinen Entwürfen sakraler Geräte. Die linke Seite in der Kölner Synagoge beherbergte, teilweise in Vitrinen, eine einmalige Schau der leider nicht mehr erhaltenen Stücke. Einige sind durch Beschreibungen oder durch Aufnahmen überliefert. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Geräten für das Gotteshaus und solchen für das jüdische Haus.

Abb. 19: Tischlampe «Frauenlob», Silber und Elfenbein. Höhe 51,5 cm, Fußdurchmesser 15,7 cm. Gewerbemuseum Nürnberg, Inv.-Nr. 9199. Entwurf Friedrich Adler (1911), Ausführung Emil Kellermann.



Für den synagogalen Gebrauch sind uns folgende Stücke überliefert: Eine ca. 80 cm hohe Menora (siebenarmiger Leuchter), ein bekanntes jüdisches Symbol. Von hervorragender Schönheit war die silberne, mit Amethysten besetzte Thorakrone und der in gleicher Ornamentik gehaltene Thoraschild (Abb. 10 und 11).

Größer ist die Anzahl der jüdischen Kultgeräte für den privaten Bereich. Da wäre zunächst eine silberne Sederschüssel mit Sederschalen zu nennen und dazugehörig ein siebenarmiger Leuchter für den Sedertisch (Abb. 12 und Abb. 13). Die Sederschale wurde am Pessach-Fest (Osterzeit), welches acht Tage dauert und an den Auszug der Juden aus Ägypten erinnert, aufgestellt. Die Becher waren mit Wein gefüllt. Der größte Becher, der in der Mitte der Schale stand, wurde für den Propheten Elia gefüllt, der bei allen Familien, die das Pessach-Fest feiern, symbolisch erscheint, um aus den nach besonderem Ritual gefüllten Becher zu trinken. Ferner wurden ausgestellt ein Habdalah-Gerät, ein Becher und ein sogenanntes Gewürztürmchen, in welchem am Vorabend des Sabbats eine Kerze brannte und eingelegte Gewürzkräuter Duft verbreiten (Abb. 14) sowie Esrogdose und Kiduschbecher (Abb. 15). Die Esrogdose wurde am Laubhüttenfest (vergleichbar dem christlichen Erntedankfest) mit Zitronen und Zitronenschalen gefüllt, um angenehmen Duft zu verbreiten. Der Kiduschbecher wiederum diente, ähnlich wie das Habdalah-Gerät, vorwiegend am Freitagabend der Zeremonie zum Anfang des Sabbats. Nach einem Segensspruch trank der Familienvater daraus Wein.

Mit in das Ensemble dieser seinerzeit ausgestellten Kultgeräte gehört ein Chanukka-Leuchter, der unter dem Einfluß von Friedrich Adler während des Meisterkurses 1912 in Nürnberg entstanden ist. Entworfen und ausgeführt wurde der Leuchter von seinem damaligen Schüler Eugen Wiedemann aus Regensburg. Wiedemann, ein Zinngießer, hat mindestens zwei, wahrscheinlich jedoch mehr dieser Leuchter nicht aber im Gußverfahren, sondern aus Zinn, gelötet und versilbert, hergestellt (Abb. 16). Der Chanukka-Leuchter ist nicht der Vernichtung während des sog. 3. Reiches zum Opfer gefallen und befindet sich wohl seit seiner Entstehung im Gewerbemuseum Nürnberg. Das Chanukka-Fest wird im Winter begangen zur Feier des Sieges der Makkabäer über ihre Feinde, beziehungsweise zur Erinnerung an die Wiederaufnahme des Tempeldienstes. Die Chanukka-Lampe hat acht in Schiffchenform gehaltene Öllämpchen mit herausragenden Dochten. Über diesen acht Schiffchen befindet sich der sog. Schammes (ein Bedienungslicht zum An-



Abb. 20: Tuschezeichnung eines Pappelstammes. Friedrich Adler (1905?). Privatbesitz E. Schäll, vormals Sammlung Familie Adler, New York.

zünden der Öllämpchen). Die Handlung soll an das erste Anzünden der Menora nach dem Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem erinnern.

Außer den sakralen Silberschmiedearbeiten, die leider nicht mehr existieren, sind einige bedeutende Metall-Arbeiten nach Entwürfen Friedrich Adlers zu beschreiben. Sie gehören in deutschen Museen meist zum ständigen Ausstellungsgut. Hier sei gleich an vorderster Stelle eine Silberbowlé erwähnt, die im Jahr 1910 aus Mitteln der Freiherr Lothar von Faber-Stiftung für das Gewerbemuseum Nürnberg angekauft wurde. Diese Bowlé (Abb. 17) stellt – sowohl was den Entwurf als auch was die handwerkliche Ausführung anbelangt – eine Glanzleistung des deutschen Kunsthandwerks dar. Eine weitere hochinteressante Silberschmiedearbeit nach Adlers Entwurf, ausgeführt vermutlich in den Werkstätten von J. C. Wich, wo auch die Bowlé entstand, befindet sich im Landesmuseum Bremen. Signatur und Datum sichern den Entwerfer. Dies ist eine quadratische Dose in Silber-Treibarbeit, die eine sehr interessante Ornamentik in Flechtenform besitzt.

Die Entwürfe von Zinggußarbeiten sind zahlreich, so daß wir es uns versagen müssen, auf jeden ein-

zeln einzugehen. Unerläßlich erscheint es jedoch auf eine hervorragende fünfflammige Girandole aus vergoldetem Zinn einzugehen. Aus der Sammlung G. P. Woeckel stammend befindet sich das Werk heute im Badischen Landesmuseum Karlsruhe (Abb. 18). Dieser Leuchter gehört ohne Frage zu den besten, die der deutsche Jugendstil hervorgebracht hat.

Weitere Zinnarbeiten befinden sich im Museum für Preußischen Kulturbesitz (Kunstgewerbemuseum), Berlin. Es handelt sich um eine Servierplatte. Die gleiche Platte besitzt auch das Landesmuseum Stuttgart. Ebenfalls in Stuttgart befindet sich ein Standspiegel mit Zingguß-Rahmen. Dieses Modell wurde auch für Wandleuchten verwendet (siehe «Die Kunst» – dekorative Kunst V., 5. Febr. 1902, S. 191).

Neben Keramik-Entwürfen, deren ausgeführte Stücke sich im Gewerbemuseum Nürnberg und in der Neuen Sammlung in München befinden, hat sich Adler einen besonderen Ruf als Entwerfer von Elfenbeinschnitzereien erworben, die an dieser Stelle besonders hervorgehoben werden sollen.

Abb. 21: Batik-Wandbehang «Wasservögel». Entwurf und Ausführung Friedrich Adler (ca. 1939).



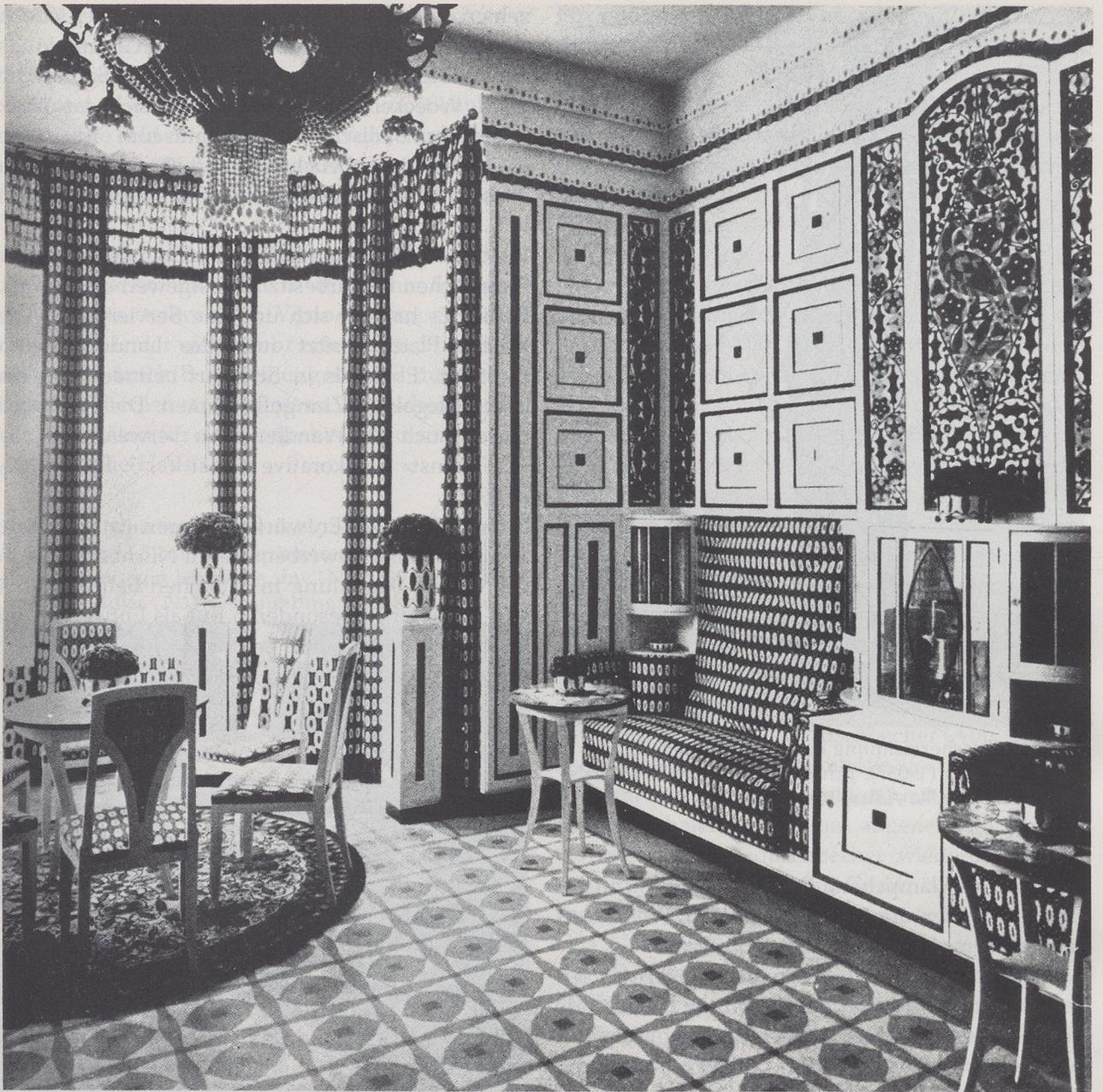


Abb. 22: Gesellschaftsraum. Ausstellung bemalter Wohnräume in Hamburg (1910).  
Entwurf Friedrich Adler (1910).

Ein vielbeachtetes Werk ist eine Tischlampe mit dem Titel «Frauenlob», die an Eleganz nicht zu überbieten ist (Abb. 19). Auf vier in Silber gefaßten Elfenbeinreliefs werden die Frauentugenden gepriesen. Auch hier war Kellermann, der bei Adler geschulte Elfenbeinschnitzer, der Ausführende, während die Silberfassung wohl von J. C. Wich gearbeitet wurde.

Aus den Schilderungen des in Laupheim geborenen Innenarchitekten und Kunstmalers Hermann Stumpp (geb. 1891), dessen Mentor Friedrich Adler war, ist bekannt, daß Adler außer den Entwurfzeichnungen auch viele selbständige Zeichnungen geschaffen hat. Adler ließ bei seinen Aufenthalten in

Laupheim diese Zeichnungen bei dem Buchbindermeister Nikolaus Stumpp, dem Vater von Hermann Stumpp, mit Passepartout versehen. Von diesem zeichnerischen Werk, welches vorwiegend Landschaftsmotive und Naturstudien beinhaltet hatte, scheint wenig auf unsere Zeit überkommen zu sein. Eine kleine Kostprobe ist eine Tusche-Studie eines Pappelstammes aus dem Besitz des Verfassers (Abb. 20).

Seine intensive Beschäftigung mit dem aus Java stammenden Batik-Druck ersetzte ihm die Malerei (Abb. 21). Die Batik waren seine Gemälde. Dieses uralte indirekte Druckverfahren fand Mitte der zwanziger Jahre wieder Förderer und Freunde und

auch in beschränkter Zahl seine Käufer. In Deutschland war es Friedrich Adler, der zunächst durch neue Verfahren des Handdrucks die zeitraubende Herstellung reduzierte. Dieses Verfahren und auch ein später von ihm erfundenes maschinelles Druckverfahren wurde in Deutschland und anderen Ländern patentrechtlich geschützt. Doch auch mit diesem Verfahren mittels Druckwalzen konnte der Stoffdruck nicht zu Preisen erstellt werden, die eine größere Käuferschicht angesprochen hätten. Der erhoffte wirtschaftliche Erfolg ist ausgeblieben.

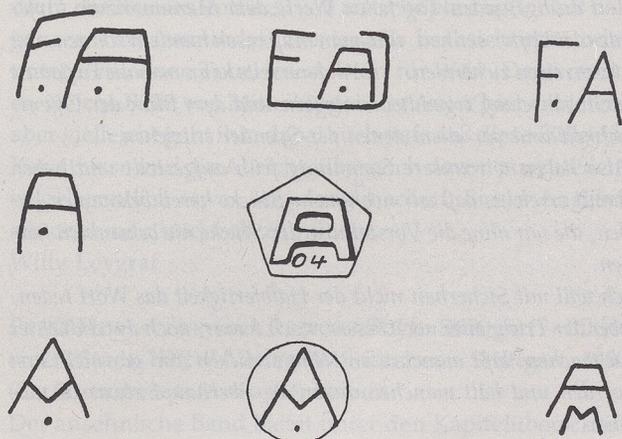
Wie schon an anderer Stelle erwähnt, befaßte sich Friedrich Adler schon früh mit Möbelentwürfen. Die Laupheimer Möbelschreinerei Ph. Rechtsteiner fertigte seit ca. 1905 bis in die späten dreißiger Jahre erlesene Möbel in Serie und Einzelstücke nach Adler-Entwürfen, die erfreulicherweise zum Teil auch noch erhalten sind. Bereits im Jahre 1906 wurde eine Ausstellung in den Münchner Versuchsateliers (W. v. Debschitz) eigens für Friedrich Adler veranstaltet. Dazu hieß es in einem Pressebericht u. a.: «Adler gehört zu den geschmackvollsten Möbelkünstlern, die München gegenwärtig besitzt». Selbstverständlich gehörte zu den Möbeln auch alles, was sonst zu einer Wohnungseinrichtung gehört: Teppiche, Tapeten, Möbelbezugsstoffe, Gardinenstoffe und Lampen wurden nach Adlers Entwürfen hergestellt. Auch Linoleum-Fabriken bedienten sich seiner Vorlagen. Bei der Hamburger Ausstellung «Bemalte Wohnräume» stellte Adler einen Tee- u. Gesellschaftsraum aus, der uns ob seiner besonderen Eleganz anspricht (Abb. 22).

Daß Friedrich Adler bei seiner Vorliebe für edles Metall auch Schmuck entwarf, ist fast selbstverständlich. Eine Halskette (1906) im Privatbesitz in USA



Abb. 23: Halskette, Silber und Opale. Privatbesitz Kalifornien. Entwurf Friedrich Adler (1906).

Abb. 24: Monogramme Friedrich Adlers. Darstellung 1 bis 5 dem Lexikon der Monogrammistinnen entnommen. Darstellung 6 bis 8: weitere vom Verfasser festgestellte Monogramme.



(Abb. 23) ist eine Kostprobe dieses Schaffens. Sie ist aus Silber gearbeitet und mit Opalen besetzt. In der Ornamentik dieser organisch ineinandergreifenden Formen erkennen wir die Wirkung seines großen Lehrers Hermann Obrist, den er jedoch nicht kopierte, sondern dessen Werk ihn befruchtete hatte. Sein eigenes großes künstlerisches Vermögen hat er in den vielen Jahren seines pädagogischen Wirkens an seine Schüler weitergegeben.

Es ist erfreulich, daß viele der nach Adlers Entwürfen hergestellten Stücke signiert sind. Sein Monogramm hat sich mehrfach geändert (Abb. 24). Vielleicht trägt dieser Hinweis dazu bei, noch das eine oder andere Werk zu entdecken, das nach Entwürfen von Friedrich Adler entstanden ist.

Wenn wir heute die Kunst der Jahrhundertwende wieder schätzen gelernt haben, so sollten wir uns auch an die Schöpfer dieser Werke erinnern. An hervorragender Stelle muß dabei Friedrich Adler genannt werden.

#### Bildnachweise

Badisches Landesmuseum, Karlsruhe: 18  
 Gewerbemuseum Nürnberg: 16, 17, 19  
 Foto Seifert, Laupheim: 20  
 Alfred Brehm, Laupheim (Zeichnung): 24  
 Ernst Schäll, Laupheim: 2-7  
 Archiv E. Schäll, Laupheim: 1, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 21, 22, 23

# Leserforum

Es sieht so aus, als ob diesmal hier fast nur Versäumnisse und Fehler des Redakteurs auszuräumen sind:

Das Faustdenkmal in Knittlingen –

abgebildet in Heft 4/1980 auf Seite 296 als Illustration zu Günter Bächles Aufsatz über die Geschichte des Ur-Faust und das Faust-Museum in Knittlingen – ist ein Werk der Stuttgarter Bildhauerin Hanna Schorp-Pflumm. Es ist ihr gutes Urheber-Recht, daß dies auch gesagt wird!

Mit den meisten Denkmälern ist es ja so eine Sache: Man ist schon froh, wenn man weiß, wen oder was die Figur auf dem hohen Postament vorstellt. Aber wann wird schon auch der Name des Künstlers mitgeteilt?! Übrigens muß es nicht immer ein Denkmal sein: auch bei den jetzt immer häufiger auf Straßen und Plätzen oder in Parks aufgestellten Kunstwerken, ebenso bei neu installierten Brunnen bleibt der Interessierte nur zu oft ohne alle Information.

Zum Ideenwettbewerb Neckartor Tübingen

kamen gleich zwei Zuschriften. Aus Leinfelden-Oberaichen schreibt Herr Dr. Wolfgang Klett: . . . zu der Bildüberschrift auf Seite 263 teile ich mit, daß das alte Germanenhaus, die sogenannte Eifertei (nach der früher an dieser Stelle stehenden Kneipe), in den 20er Jahren abgerissen wurde, als Schmitthenner das neue Germanenhaus baute. Das neue Germanenhaus wurde denn auch auf der dem Uhlandhaus zugewandten Seite bei dem Fliegerangriff schwer beschädigt.

Der Aufsatz «Ideenwettbewerb Neckartor Tübingen» ist im übrigen sehr interessant wie natürlich alle Aufsätze der Schwäbischen Heimat. Mir persönlich war allerdings zu viel von den höchste Anerkennung verdienenden Bemühungen um Zusammenarbeit zwischen Stadt, Bürgern und Architekten die Rede. Ich hätte mir gewünscht, daß der kleingedruckte Text auf Seite 268 sehr viel ausführlicher gehalten worden wäre, da die Detailzeichnungen auf Seite 269 dem Laien nicht genügend aussagen.

Der andere Brief zum gleichen Thema kam von Herrn Dr. Majer in Stuttgart-Riedenberg: . . . der ausführliche Bericht über den durchgeführten Ideenwettbewerb zur Neugestaltung des Bereichs Neckartor in Tübingen ist sehr interessant und zweifellos besser als vorhergehende andere Planungen, die aber ohne starke Eingriffe in privates Eigentum nicht verwirklicht werden können. Die gemeinsame Mitwirkung aller Beteiligten und Betroffenen steht angeblich noch bevor. Ohne als Mitglied der Genossenschaft Germanen-Haus Tübingen eGmbH auf nähere Einzelheiten einzugehen, möchte ich lediglich zu der Überschrift zu dem Bild des Uhland-Hauses auf Seite 263 folgendes richtigstellen:

Das am rechten Bildrand noch sichtbare alte Germanen-Haus ist nicht durch Fliegerangriff zerstört worden, sondern wurde im Herbst 1930 abgerissen. An seiner Stelle wurde das neue Germa-

nen-Haus von Prof. Schmitthenner, Stuttgart, errichtet. Das Richtfest fand am 11. 1. 1931 statt, die Einweihung am 1./2. 8. 1931. Die Gestalt dieses neuen Germanen-Hauses ist auf dem Bild Seite 265 oben wiedergegeben.

In der Nacht vom 15./16. 3. 1944 ist das Uhland-Haus von einer Luftmine getroffen worden. Auch das neue Germanen-Haus wurde getroffen und der westliche Teil des Gebäudes mit dem Turm wurde weggerissen. Das Haus wurde dann behelfsmäßig wieder hergestellt und vom Straßen- und Wasserbauamt des Landes Südwürttemberg-Hohenzollern benutzt. Erst im Dezember 1956 ist die Behörde ausgezogen und das neue Germanen-Haus konnte wieder seinem ursprünglichen Zweck als Verbindungshaus zugeführt werden. Dabei hat es dann die heutige Form erlangt, die auf dem Bild Seite 261 unten zu sehen ist. Ein Bericht darüber stand in der Tübinger Chronik vom 26. 7. 1957.

Ja, so kann es gehen, wenn der Redakteur in der Eile des Umbruchs schnell noch die Legenden zu den Abbildungen formuliert – da schiebt man noch eine weitere Information nach, aber in der Hast hängt man sie so an, daß es nicht mehr ganz stimmt! Entschuldigung! Und damit es jetzt nicht noch weitere Briefe mit Neckartor-Bildunterschriften-Ergänzungen gibt, sei hier gleich angefügt, daß sich vor dem Café Pomona im Eckgebäude Eberhardsbrücke/Neckargasse zu verschiedenen Zeiten auch schon Tübingens erstes Kino, eine «Schwimmanstalt» und eine Mühle befunden haben.

Ausführlich nimmt Herr Felix Schweitzer aus Wildberg Stellung zu dem Aufsatz von Werner Frasch über «Das Heimatmuseum – eine romantische Insel» (Heft 3/1980):

Ich habe selbst beim Aufbau einer heimatgeschichtlichen Sammlung mitgewirkt und weiß, wie schwierig es ist, wenn man Sammeln, Reinigen, Wurmbekämpfung, Restaurieren, Kartieren, Aufstellen, Raumreinigung, Gästebetreuung, Auswerten gesammelter Photos, Ahnenforschung, Trachtenforschung mit Bildersammlung, spezielle Urkundensammlung, Festhalten geschichtlicher, volkskundlicher, künstlerischer Werte durch Photographieren, alles mit wenigen Personen, ohne große finanzielle Mittel bewältigen will. Aber man kann nicht mehr warten, die Zeit drängt, jeden Tag fallen Werte dem Mammon zum Opfer oder der Unwissenheit, und man muß rasch handeln können, um etwas retten zu können . . . Andererseits kann man die Exponate nicht jahrelang irgendwo einlagern und dem Blick der Öffentlichkeit und vor allem denen der Spender entziehen . . . Also haben wir unsere Sammlung früh aufgestellt und haben damit erreicht, daß wir noch mehr Stücke hereinbekommen haben, die wir ohne die Vorstellung der Stücke nie bekommen hätten.

Ich will mit Sicherheit nicht der Halfertigkeit das Wort reden, aber der Trieb, alles noch besser, noch teurer, noch durchdachter zu machen, läßt manches im Keim ersticken und gar nicht erst werden und hält manchen davon ab, überhaupt etwas zu machen . . .

# Buchbesprechungen

## Von Ort zu Ort

EGON RIEBLE: **Sehen und Entdecken im Kreis Rottweil.** Mit Fotos von RAINER KNUBBEN und SEPP MAYER. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1980. 416 Seiten, 850 Fotos, davon 410 in Farbe. Leinen DM 58,-

Auf den ersten Blick hin kann man nur in Lobeshymnen ausbrechen: So viele Informationen über den Kreis Rottweil (und gelegentlich darüber hinaus) in Text und Bild! So viele ungewöhnliche, überraschende und zum großen Teil sehr schöne Bilder, die nicht nur die «Hauptsachen» vorführen, sondern vor allem auch die Details, die liebenswerten, aber weniger bekannten Dinge am Rande! So viele Hinweise im Text auf Dinge, Personen, Zusammenhänge, von denen sicher auch mancher Bewohner des Kreises Rottweil keine Ahnung geschweige denn gesicherte Kunde hat. Eine Tabelle demonstriert «Auf einen Blick», was dieser Kreis alles aufzuweisen hat – von Kirchen über vorgeschichtliche Funde und Hallenbäder bis zum Fahrradverleih – knapp ein halbes Hundert Angebote! Dabei kommen Feuerstellen/Grillplätze und Wanderwege statistisch am häufigsten vor; und die meisten Besonderheiten hat die Kreisstadt aufzuweisen: dort fehlen lediglich Naturschutzgebiete, Ferienwohnungen, Skilifte, Loipen und Gelegenheit zum Angeln. Wenn man sich dann aber konkret mit dem und jenem beschäftigen will nach dem ersten Blättern, wird's zumindest für den nicht Ortskundigen schwieriger: da ein Ortsverzeichnis fehlt und der Band nach einzelnen Routen gegliedert ist, muß man seinen Weg über die Kreiskarte auf dem Vorsatz oder zu Beginn eines jeden Routen-Abschnitts suchen. Und in dieser Tätigkeit des Suchens muß sich der Benützer dieses Bandes dann auch weiter üben: nicht immer reichen Bildlegenden und fettgedruckte Kapitelüberschriften aus, um gleich erkennen zu lassen, wo ich denn nun diesen Schlußstein oder jenen Heiligen finde. (Manchmal wird auf Legenden sogar ganz verzichtet.) Umgekehrt wird im Text vieles so hervorgehoben, daß man meint, da müsse auch was abgebildet sein – bis man dann verifiziert hat, daß dem nicht so ist, weil alle benachbarten Bilder anders zuzuweisen sind. Bleibt nur eins: wer dieses Kompendium des Kreises Rottweil voll ausschöpfen will, muß den ganzen Text (zumindest der jeweils beabsichtigten oder unternommenen Tour) lesen, Wort für Wort. Dann merkt er, welche Fülle von Mitteilungen der Autor hier anbietet – aber vielleicht geht ihm dabei auch auf, daß diese Fülle der Kenntnisse und die Absicht, überreich davon auszuteilen, es gelegentlich etwas schwierig machen, dieses Angebot anzunehmen und voll zu nützen.

Willy Leygraf

PETER HORLACHER und RÜDIGER ZUCK: **Stuttgart** – Bilder einer Stadt. DRW-Verlag Weinbrenner Stuttgart 1980 (2., überarbeitete Auflage). Leinen

Der ansehnliche Band bietet unter den Kapitelüberschrif-

ten *Der Neckar / Die Stadt / Die Markthalle / Brunnen und Stäfele / Die schönen Künste / Das grüne Erlebnis / Geselligkeit / Um Stuttgart herum* ein facettenreiches, vielfarbiges und überaus freundliches Bild der Landeshauptstadt. Die vortrefflich reproduzierten Fotos von Peter Horlacher zeichnen sich insgesamt in der Auswahl und in der Behandlung der einzelnen Motive aus durch wohlthuende Abweichung vom Üblichen und durch individuellen Einsatz der fotografischen Mittel: Atmosphäre geht hier vor Information. Dem passen sich auch die – deutsch, französisch und englisch gebotenen – knappen Begleittexte an; die Mitteilungen der eigentlichen Bildlegenden sind eher noch sparsamer, manchmal fehlen sie auch ganz (wie übrigens auch Seitenzahlen und Inhaltsverzeichnis anscheinend für überflüssig gehalten werden).

Nicht an allen Stellen und in allen Quartieren wird der Stuttgarter seine Stadt in der Realität so interessant und liebenswürdig finden, wie sie hier dargestellt wird; dem Besucher von auswärts wird beim nachträglich-erinnenden Blättern deutlich nahegelegt, Stuttgart in guter Erinnerung zu behalten.

Maria Heitland

FRITZ ELSAS (Hg): **Stuttgart.** Das Buch der Stadt. Einmalige komplette Sonderausgabe der unveränderten Auflage von 1925. Verlag Wolfgang Weidlich Frankfurt 1980. 512 Seiten, 214 Abbildungen. Kunstleder DM 125,-

Mehr als dreißig Autoren berichteten sachlich und durchweg ganz unpathetisch aus ihren Fach- und Arbeitsgebieten. So entstand ein ungeschöntes, realistisches und facettenreiches Bild Stuttgarts in jener Zeit, als sich nach Krieg, Nachkrieg und Inflation wieder so etwas wie «normale Verhältnisse» einstellten. Aber waren die so normal? Da folgt gleich auf den knappen Einleitungstext des (acht Jahre später von den Nazis abgesetzten) damaligen Oberbürgermeisters Dr. Karl Lautenschlager eine ausführliche Darstellung des Polizeipräsidenten Klaiber, der unter dem Titel «Ruhe und Ordnung» ausführlich von Auseinandersetzungen zwischen KPD- und NSDAP-Leuten handelt und zumindest im sprachlichen Duktus eher den letzteren geneigt zu sein scheint. (Da die sog. Initialen nach Entwürfen von Hedwig Ströhmfeld meist in sehr engem Bezug zum folgenden Kapitel stehen, denkt man sich sein Teil bei dem Deutschen Schäferhund, der hier als Wächter von «Ruhe und Ordnung» auftritt.) Auch sonst gibt es genügend Anlaß zu Nachdenklichkeit: der Herausgeber, damals Städtischer Rechtsrat und Landtagsabgeordneter in Stuttgart, war später bis 1933 Bürgermeister in Berlin und wurde 1945 in Sachsenhausen ermordet. (Er ist in diesem Band übrigens mit einem Aufsatz über «Soziale Fürsorge» vertreten.) Und was bedeutet es, daß der Stadtrabbiner es für erwähnenswert hielt, der Israelitische Oberrat habe gegen die *Zurücksetzung . . . Einspruch erhoben*, die man empfand, weil zur Gedenkfeier für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs am 3. 8. 24 *ein jüdischer Geistlicher*

nicht zugezogen worden sei? Nur Anspruch auf angemessene und eigentlich selbstverständliche Teilnahme – oder mußte Dr. Rieger sich schon gegen gewisse antisemitische Regung zur Wehr setzen? Noch jedenfalls sprach der damalige Generalsekretär des Deutschen Ausland-Instituts Fritz Wertheimer (er ist 1939 ausgewandert) in geradezu bekennerhaften Tönen und ganz unbefangen von der *Idee des kulturellen, ein Ganzes bedeutenden, geschlossenen Volkstums*, dem er sich ganz selbstverständlich zurechnete. Über solchen Gedanken aus Anlaß dieses Buchs kommen hier dessen Beschreibung und Würdigung zu kurz – aber die wären bei der Fülle der Themen und Aspekte auch kaum in wenigen Zeilen zu leisten. Bleibt die summarische Feststellung: wer zur Erinnerung oder zum Vergleich eine Vorstellung von Stuttgart in der Mitte der 20er Jahre gewinnen will, dem leistet dieses Buch gute Dienste.

Willy Leygraf

JURGEN SYDOW (Hg): **Bilder zur Geschichte der Stadt Tübingen**. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1980. XI, 234 Seiten, 332 Abbildungen. Leinen DM 48,- Den Titel sollte man wörtlich nehmen. Hier wird nämlich weder eine «Geschichte der Stadt Tübingen in Bildern» noch eine «Illustrierte Geschichte von Stadt und Universität Tübingen» angeboten. Die Einbeziehung der Universität hätte nicht nur den Rahmen gesprengt, sondern auch vieles aus dem Jubiläumswerk von 1977 wiederholen müssen. Und eine «Geschichte in Bildern» – ? Woher in ausreichender Zahl die Bilder nehmen für manche, vor allem für die frühen Abschnitte der Geschichte? Und außerdem: weder Momentaufnahme von historischen Ereignissen noch Zustandsschilderungen machen geschichtliche Abläufe ausreichend genug erkennbar. Begnügen wir uns also mit den Bildern «zur Geschichte» – und benützen wir sie, wie's sich gerade ergibt – als Illustrationen und Veranschaulichungen anderswo erzählter Geschichte oder auch als Kontrapunkt des «Einst» zur jeweils gegenwärtigen Entsprechung.

Über die Einteilung in die neun Kapitel *Das Bild Tübingens im Ablauf der Zeiten / Zur Geschichte von Burg und Schloß, Stadt und Landesherrschaft / Rathaus, Stadtrecht, Stadtverwaltung / Mauern, Tore, Brücken, Flüsse / Plätze, Straßen und Gassen / Kirchen, Klöster, Spitäler / Universität und Stadt / Aus dem 19. und 20. Jahrhundert / Aus der Umgebung* kann man sich streiten, weil man etwa den Marktplatz sowohl beim Rathaus findet als auch dort, wo Plätze angekündigt sind. Und dergleichen Fälle gibt es nicht wenige. Es ist eben kein Buch für flüchtige, oberflächliche Benützer; diese sollte man übrigens auch zugleich davor warnen, aus den Bildunterschriften eine kurzgefaßte Stadtgeschichte ableiten zu wollen: hier findet man – neben manchen historischen Mitteilungen – vor allem knappe Identifizierungshilfen, Ortsbestimmungen, Richtungshinweise. Man mag das bedauern, denn hier wäre Gelegenheit gewesen, eine empfindliche Literaturlücke wenigstens provisorisch zu überbrücken, bis die Stadtgeschichte, deren zweiter Band hier vorgelegt wird, über die ersten drei Anfangsjahrhunderte Tübingens hinaus gelangt ist.

Willy Leygraf

GERTRUD BECK (Hg): **Ulm in alten Ansichtskarten**. Flechsig Verlag Frankfurt am Main 1980. 95 Seiten, 95 Abbildungen. Gebunden DM 24,80

Wieder ein neuer Band der schnell wachsenden modischen Reihe, aber einer von denen, die man besonders herausheben sollte. Zum einen, weil Ulm zu den Städten gehört, die in Krieg und Nachkrieg besonders starke Zerstörungen erlitten haben; so manches ist nur noch in der Erinnerung vorhanden – und eben in solchen Postkarten. Wenn man aber solche Überlieferung (und manche andere ebenfalls) durch diese Postkartenserien aktivieren will, braucht man die Unterstützung durch Erklärung und Erläuterung. Angesichts des knappen Raumes unterhalb der Abbildungen behilft sich die Herausgeberin damit, zwischen einer eher allgemeinen Einleitung und dem Abbildungsteil einen sehr informativen «Rundgang» durch Ulm zu unternehmen, sozusagen an den Postkarten entlang – und dieser Text ist der andere Grund, diesen Band besonders herauszuheben. (Nur leider stimmt es nicht immer ganz mit der Reihenfolge, und da muß man halt ein bißchen blättern.) Dabei schärft einem die Autorin zugleich auch durch manchen hilfreichen Hinweis den Blick nicht nur für Ulmer Besonderheiten, sondern auch für die allgemeinen Wesensmerkmale städtischer Quartiere, Plätze und Straßen.

Willy Leygraf

**Wüstenroter Heimatbuch**. Herausgegeben von der Gemeindeverwaltung Wüstenrot 1979. 168 Textseiten, 31 Bildtafeln. Pappband DM 12,-

Der Umschlag zeigt die Wappen der neuen Gemeinde Wüstenrot und ihrer Teilorte Finsterrot, Maienfels, Neuhütten, Neulautern und Wüstenrot. Entsprechend ist auch der Text gegliedert, der in der Hauptsache die einzelnen Teilorte je für sich darstellt nach den natürlichen Bedingungen der geschichtlichen Entwicklung, den kirchlichen, kommunalen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Einige Besonderheiten werden besonders abgehandelt, so u. a. das ehemalige Silberbergwerk Wüstenrot-Neulautern, die Glashütten, die Barchentweber von Neuhütten und – nicht zuletzt – die Entstehung und frühe Entwicklung der «Gemeinschaft der Freunde», der ältesten deutschen Bausparkasse. Einen wesentlichen Teil der Bilder im Anhang machen diejenigen aus, in denen ältere und neuere Aufnahmen der einzelnen Ortsteile einander gegenübergestellt werden: Hier wird die im Texte beschriebene Ortsgeschichte auf besonders eindringliche Weise anschaulich.

Maria Heitland

## Aus der Geschichte

GERD WUNDER: **Die Bürger von Hall**. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 16, hgg. vom Historischen Verein für Württembergisch Franken, dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall und dem Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1980. 336 Seiten, 75 Abbildungen. Leinen DM 39,50

Für zwei Lesergruppen ist dies ein besonders wichtiges Buch: für die Bürger von Schwäbisch Hall und für die professionellen Landeshistoriker. Die Haller erfahren hier in einer bislang kaum gekannten Anschaulichkeit und Nähe, wie ihre reichsstädtischen Vorfahren gelebt haben. Und den Geschichtsschreibern wird – zugegeben: an einem besonders geeigneten Beispiel – demonstriert, wie man Steuerlisten und Kirchenbücher, Nachlaßinventare und andere «trockene» Archivalien auswerten und aufarbeiten kann zu einer handfesten und packenden Darstellung von Stadtgeschichte als Geschichte der Bürgerschaft. Als Motto steht dem Buch ein Zitat voran aus *einer Niederschrift des Verfassers in Königsberg im April 1930: Geschichte ist, was geschieht: Ablauf des Einzellebens, Art der Bildung, die ganze Kultur und Entwicklung einer Zeit, Lebensgefühl und Lebensausdruck der Menschen. Sind wir nicht müde der großen Hansen, der Fürsten und Feldherren und ihrer Tagespolitik? Die neue Kulturgeschichte ist die Geschichte des Volks, Geschichte der vielen, Geschichte des Kleinen Mannes, wie er lebt und was er treibt, bis in alle seine Lebensformen, die sich mit der Zeit wandeln, Kunst und Wissen, Staat und Wirtschaft.* Den Anspruch des damals 22jährigen Gerd Wunder hat er heute selbst erfüllt. Und mehr: in den nach Ständen, Berufs- und anderen Bevölkerungsgruppen zusammengefaßten Einzelkapiteln (es beginnt – typisch für Hall – mit *Die Salzsieder / Die Handwerker / Der Adel / Die Ratsherren* und läßt weder die Juden aus noch die Soldaten, weder die Schreiber noch die Armen, weder die Geistlichen noch die Frauen) reihen sich Momentaufnahmen und Geschehensanalysen, erlebt man Auf- und Niedergang von Bevölkerungsgruppen, von Familien und Einzelpersonen. Die ganze soziologische Vielfalt und Dynamik eines Gemeinwesens wird lebendig und – fast – durchschaubar. Und immer wieder werden die bekannten großen Haller Familien erkennbar – aber hier nun nicht nur als untereinander verwandte und verschwägte Honoratiorenschaft, die von vornherein und auf immer als «die Besonderen» herausgehoben sind: auch hier findet man das Auf und Ab von Amt und Geltung, von Bildung und Vermögen, die Abfolge von Charakteren und Schicksalen. (Daß es sich grad dieser Autor nicht nehmen ließ, auch all diejenigen bedeutenden Leute aufzuführen, die *Haller als Ahnen* aufzuweisen haben, versteht sich von selbst.)

Willy Leygraf

GIORGIO TOURN: **Geschichte der Waldenser-Kirche.** Die einzigartige Geschichte einer Volkskirche von 1170 bis zur Gegenwart. Aus dem Italienischen übersetzt durch RICHARD BUNDSCHUH. (Erlanger Taschenbuch Band 54.) Claudiana Torino / Verlag des Gustav-Adolf-Werkes / Verlag der Ev.-Luth. Mission Erlangen 1980

Der Verfasser will die Geschichte der mittelalterlichen Waldenserbewegung von deren Begründer Waldes bis zum Anschluß an die Reformation und dann die Schicksale der daraus entstandenen reformierten Kirche schildern.

Es ist sehr bedauerlich, daß die Fülle neuen Quellenmaterials der Waldensenforschung in diesem Buch nicht verwendet wurde. Es reicht nicht aus, nur aus bisherigen Bü-

chern abzuschreiben. Bei den Karten stiften veränderte Grenzen, falsche Flußläufe Verwirrung; besonders unverständlich ist es, daß der gewohnte Begriff Perousetal umgeändert wurde in Chisonetal, was aber im Buch nicht konsequent durchgeführt wurde.

Eine große Fülle von Ungenauigkeiten und Oberflächlichkeiten trüben die Freude an dem Buch sehr. – Die Waldenser sind nicht die älteste nichtkatholische Kirche (S. 9), sondern eine Abweichung im Schoß des Katholizismus (S. 198). – Die immer wieder auftauchenden Schlagworte Internationale, Revolution und Rebellen passen nicht her. – In der Hauptsache dreht es sich um die Geschichte der savoyischen Waldenser. Die französischen Waldenser kommen viel zu kurz. Das Chisonetal (Pragela- und Perousetal), aus dem die deutschen Waldenser stammen, wird ab der Reformation auf keinen zwei Seiten abgehandelt. Ganz schlimm sieht es bei den deutschen Kolonien aus (S. 175–181). Hier kennen sich Autor und der deutsche Übersetzer gar nicht aus. Das Buch hinkt weit hinter dem Stand der Waldensenforschung in Deutschland her und stiftet nur Verwirrung.

Theo Kiefner

## Für Freunde der Natur

WOLFGANG DIETZEN, WOLFGANG SCHRÖDER, HORST STERN und FREDERIC VESTER; RUDOLF L. SCHREIBER (Hg): **Rettet die Wildtiere.** Pro Natur Verlag Stuttgart 1980. 240 Seiten, über 480 Abbildungen. Leinen DM 36,-

Das Buch will ein Beitrag sein zur Kampagne des Europarats zur Erhaltung der Lebensräume. Es berichtet in allgemein verständlicher Form über das Leben und die Bedrohung unserer heimischen Tierwelt. Zahlreich, erhellend und oft auch eindrucksvoll sind die Farbfotos; sie werden von präzisen Zeichnungen ergänzt und unterstützt. Auch die Gliederung dient auf nachhaltige Weise der allgemeinen Verständlichkeit und der unmittelbaren Wirkung dieses Buches, das man als «Pamphlet in Form eines Prachtbandes» bezeichnen könnte: Den einleitenden Kapiteln über «Mensch und Wildtier», «Das große Gleichgewicht» und «Wildtier und Lebensraum» folgen Darstellungen der wichtigsten dieser Lebensräume: Wald, Feld, Gewässer, Moor und Heide, Meer, Gebirge, Dorf und Stadt. Unter der Überschrift «Gut gemacht – schlecht gemacht» werden Beispiele und Gegenbeispiele aus unserer Landschaft auf prägnant-informierende Weise einander gegenübergestellt, um die entscheidende Frage zu stellen und wenigstens in Ansätzen zu beantworten: «Was ist zu tun?» Wem das eine oder andere Kapitel-Titel-Foto zu plakativ oder zu werbemäßig vorkommt, wer den Text hier und dort zu wenig wissenschaftlich oder zu wenig literarisch findet, der möge sich an den Zweck des Buches erinnern: jedermann zu informieren und aufzurütteln. Das ist nämlich keine Frage der Ästhetik, sondern eher der Didaktik. Und zu dieser gehört die knappe, direkte, eindeutige, keiner Interpretation offene Aussage. Die Autoren haben schon des öfteren ihre Qualifikation gezeigt, hier haben sie diese erneut und mit Nachdruck erwiesen.

Man wünscht ihnen viele aufgeschlossene Leser, die das Buch zum Anlaß für eigene Aktivitäten nehmen.

Hans L. Foss

ERICH OBERDORFER (unter Mitarbeit von THEO MÜLLER): **Pflanzensoziologische Exkursionsflora.** Verlag Eugen Ulmer Stuttgart 1979. 997 Seiten, 58 Abb. Leinen

Es handelt sich um die vierte, überarbeitete und erweiterte Auflage des Werkes, das zuerst 1946 unter dem Titel «Pflanzensoziologische Exkursionsflora für Süddeutschland und die angrenzenden Gebiete» erschienen ist. Jetzt umfaßt das Werk das gesamte Gebiet der Bundesrepublik Deutschland und DDR und einige benachbarte Landschaften wie die Vogesen, die Tiroler Alpen, Vorarlberg und Teile der Schweiz. Die besondere Vertrautheit des Autors mit der süddeutschen Flora bleibt jedoch nicht verborgen.

Pflanzensoziologische und ökologische Aspekte bilden den Kern des Buches. Taxonomische Fragen werden kaum berücksichtigt. Die Artbestimmung erfolgt in knappen, aber eindeutigen Bestimmungstabellen. Erklärende Abbildungen dazu fehlen fast ganz – vermutlich um Platz einzusparen. Ein wenig Übung im Bestimmen von Pflanzen setzt der Autor beim Lesen voraus. Trotz des Zwangs, auch bei fast tausend Seiten sparsam mit dem Platz umzugehen, macht der Text keinen gedrängten Eindruck. Durch Fettdruck deutlich abgesetzte Artnamen (deutsch und lateinisch) und große Absätze zwischen den Artbeschreibungen machen ihn sogar sehr übersichtlich. Die Information, die in jeder Artbeschreibung steckt, ist außerordentlich dicht. Man erfährt, in welchen Biotopen und wie häufig eine bestimmte Pflanzenart vorkommt, welchen Boden (aufgeschlüsselt nach Wasserverhältnissen, Nährstoff- und Basengehalt, pH-Wert, Humuszustand und Korngröße) sie bevorzugt, in welcher Weise Bestäubung und Samenverbreitung ablaufen und natürlich zu welchen Pflanzengesellschaften sie gehören; ferner die Begrenzung des Vorkommens in der geographischen Höhe, die allgemeine Verbreitung und die Chromosomenzahl der Pflanze.

Um das Format handlich zu halten, mußte der Autor mit zahlreichen Abkürzungen arbeiten. Sie sind jedoch so geschickt ausgewählt, daß auch der Nichtfachmann schon nach kurzer Lektüre in der Lage ist, den Text zu lesen, ohne ständig im Abkürzungsverzeichnis nachblättern zu müssen. – Eine Einschränkung ist zu notieren: Es werden nur Gefäßpflanzen (Pteridophyten) beschrieben, d. h. systematische Gruppen von den Schachtelhalmen an «aufwärts». Algen, Flechten, Moose u. ä. bleiben unberücksichtigt.

Werner Bils

VOLKMAR WIRTH: **Flechten.** (Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Serie C, Heft 12). Staatl. Museum f. Naturkunde und Ges. d. Freunde u. Mitarbeiter d. Staatl. Museums f. Naturkunde Stuttgart 1980. 34 Seiten, 49 Abbildungen, davon 25 farbig. Geheftet

Die Hefte dieser Reihe zeichnen sich aus durch die hervorragende Art, in der naturkundliche Sachverhalte dem

Laien dargestellt werden. Eignen sich aber Flechten als Thema einer solcher Darstellung? Haben Laien überhaupt Interesse an so einfachen, in der Regel unauffälligen, undifferenziert erscheinenden Überzügen auf Bäumen und Mauerwerk? Schon das Titelfoto und erst recht die Farbaufnahmen im Innern des Heftes zeigen dem Leser Flechten, wie er sie vermutlich aus der Natur kaum kennt, weil man sie selten beachtet. Hier werden sie vorgeführt mit ihren bizarren, für Pflanzen ungewöhnlichen Formen und ihren prachtvollen, leuchtenden Farben: die auf Bäumen wachsende, frei hängende Bartflechte, die bodenbewohnende trompetenförmige Becherflechte, die Rentierflechte mit ihrer moosartigen Wuchsform, die an Muschelschalen erinnernde tropische *Cora pavonia*, die Schildflechte *Peltigera venosa* mit ihren schönen rotbraunen Fortpflanzungsorganen und viele andere. Unterstützt durch Graphiken, Makrofotos und rasterelektronenmikroskopischen Aufnahmen führt der Autor behutsam in die Biologie der Flechten ein, erklärt mit didaktischem Geschick schwierige Sachverhalte und benutzt dabei Fachausdrücke nur, wenn es sich nicht vermeiden läßt. Einprägsam erörtert er z. B. die Frage, ob Flechten überhaupt als Organismen bezeichnet werden dürfen. Denn jede besteht aus zwei Arten von Lebewesen, aus einer Algenart und einer Pilzart; er faßt diese Antwort in der provozierenden Kurzformel «1 + 1 = 1» zusammen.

Anschaulich und leicht lesbar liefert das Heft Informationen über die Anpassung von Flechten an extreme Standorte wie polare Gebiete und Wüsten, über die Koordination des Stoffwechsels der beiden Partner Pilz und Alge in der Flechte, über die Nutzbarkeit der Flechten als Farbstoff- und Arzneilieferanten und – besonders wichtig! – über ihre Rolle als Anzeiger für den Grad der Luftverschmutzung. – Insgesamt ein informatives, aber auch «schönes» Heft, in dem Wissenswertes auf fast unterhaltensame Weise dargeboten wird.

Werner Bils

## Künstlermonografien

RAINER ZIMMERMANN: **Alfred Wais.** Malerei und Graphik. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1980. 232 Seiten, 140 Abbildungen, davon 67 in Farbe, 2 Klapptafeln. Leinen DM 78,-

Ausführlich zu besprechen brauchen wir dieses Buch hier wohl kaum: in Heft 3/1980 haben wir einen – wie mir scheint – nicht unwichtigen Abschnitt daraus abgedruckt, und zwar zusammen mit einigen Reproduktionen, so daß sich der Interessierte leicht ein Bild machen kann.

W. L.

ADOLF SCHAHL: **Dominikus Hermenegild Herberger** 1694–1760. Ein Bildhauer des Rokoko in Oberschwaben und am Bodensee. Aufnahmen von Traute Uhland-Clauss. Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1980. 111 Seiten, 113 Schwarzweiß- und 12 Farbaufnahmen. Leinen DM 48,-

Dem Autor ist es gelungen, sachlich und kunsthistorisch

exakt argumentierend, dem nicht allzu bekannten Herberger einen Platz neben großen Skulpteuren des süddeutschen Barock einzuräumen. Er vermittelt dem Leser nicht nur umfangreiche Einblicke in das Leben des Künstlers, sondern auch in das Archivmaterial, aus dem er den Lebensweg rekonstruiert hat. (In einem Anhang hat er übrigens diese Dokumente abgedruckt.) Herberger wird so als historische Gestalt plastisch und greifbar. In einer kurzen tabellarischen Werkübersicht erfährt man, daß Herbergers Werke vorwiegend in Meersburg, Schwendi, Ehingen an der Donau oder in Ochsenhausen zu besichtigen sind. Dann charakterisiert Schahl den Künstler und sein Werk – und das in wenigen knappen, aber äußerst treffenden und einleuchtenden Worten. Zum Künstlertypus Herbergers liest man folgendes: *In Herberger insbesondere darf man einen jener Künstler vermuten, wie sie gerade im schwäbischen Bereich nicht selten sind: an sich erfindungsarm, aber Anregungen offen, in ständiger, empfangener Formeneindrücke zu variieren und in Elemente einer neuen, eigenen Gestalt umzuwerten.* Zum Gestalt-Typus der Skulpturen heißt es dann ähnlich knapp und eindrucksvoll: *Allen Figuren Herbergers liegt eine Bewegungsvorstellung zugrunde, die man mit folgenden Worten umreißen kann: Kontrapost – Torsion – Ponderation.* Gemeint ist folgendes: Das Gewicht des Oberkörpers – unterstützt vom Gestus der Arme – verlagert sich vom Stand- auf das Spielbein. Die auf diese Weise dynamisierte Figur wirkt erregt. An der Nasgenstadter Taufgruppe von 1735 mag dieses Phänomen am deutlichsten werden: Der Täufer scheint sich am Kopf Christi festzuhalten, so unsicher steht er auf seinen Beinen – will sagen: so elegant-geziert hat Herberger das Bewegungsspiel entfaltet. Vielleicht wäre hier noch anzumerken, daß Michelangelos «Bacchus» in Florenz ein solches dynamisches Spiel zum ersten Mal vorgestellt hat. Er darf in dieser Hinsicht als Prototyp gelten – gerade für den süddeutschen Barock. Leider belegt Schahl seine Charakterisierungen nicht – er verweist auf keine der Abbildungen, die am Schluß des Bandes doch so zahlreich vertreten sind.

Ehrenfried Kluckert

## Literatur

MARIA MÜLLER-GÖGLER: **Werkausgabe in neun Bänden.** Mit einem Beiheft. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1980. Zusammen 3880 Seiten. In Kassetten DM 120,- Die Öffentlichkeit wußte: zu ihrem 80. Geburtstag sollte Maria Müller-Gögler ein Geschenk zuteil werden: Ihre Romane, Erzählungen und Gedichte sollten – endlich – eine gemeinsame verlegerische Heimat finden und als Gesamtausgabe herauskommen. Davon war (und ist) zu erhoffen, daß die Vielfalt, die Dimensionen und der Rang dieses schriftstellerischen Werkes weiter und intensiver bekannt und gewürdigt werden, als dies bisher möglich war. Was man aber kaum wußte: die Autorin fügte dem Geschenk für sie eines für ihre Leser hinzu: einen neuen Roman «Der Pavillon». Und der ist nun mehr als nur die Fortsetzung der Reihe ihrer vielen erzählerischen Werke um ein weiteres. In den fiktiven autobiografischen Erzäh-

lungen der Bewohnerinnen dieses einem Altenheim zugeordneten Pavillons, der dem Roman den Namen gegeben hat, werden nicht nur Personen vorgestellt, Charaktere gezeichnet und Schicksale erkennbar gemacht: Im Erzählten wird eine Welt vergegenwärtigt; im Gefüge der einzelnen Lebensläufe und ihrer Verflechtungen werden die Veränderungen aufgearbeitet, die im Laufe dieses Jahrhunderts unsere Gesellschaft erfaßt haben. Vor dem Hintergrund vor allem der konkret faßbaren, mehr oder weniger bürgerlichen Gesellschaft Oberschwabens werden die Lebenserfahrungen der Autorin erzählend aufgearbeitet – in mehrfacher Brechung und Spiegelung, gewiß; aber in der Erzählung bleiben diese Erfahrungen eines Lebens gegenwärtig und machen einen Teil der realistischen Verbindlichkeit dieses Erzählens aus. Das ist mehr und anders als autobiografischer Bericht: hier wird ein Kosmos geschaffen aus Personen und Charakteren, aus deren Beziehungen und Verhaltensweisen, der allein aus dem Erzählen seine Wirklichkeit erhält. So erweist sich dieser Roman als Ergänzung, Erweiterung und Abrundung des Gesamtwerks der Autorin – und zugleich als neue, so noch nicht formulierte Aussage: ein Werk aus der Weisheit des Alters, aber kein Alterswerk deshalb – die Motive und Impulse aller früheren Arbeiten sind so frisch und so wirksam wie je. So bestätigt, übertrifft und beschämt Maria Müller-Gögler all das, was Freunde, Kritiker und Verleger – von Martin Walser bis Siegfried Unseld, von Winfried Wild bis Peter Renz – im Beiheft zu dieser Gesamtausgabe aus Anlaß ihres 80. Geburtstags an Grußworten und Würdigungen zusammengetragen haben: Das klingt alles wie endgültig und abschließend; aber sie war ihnen schon wieder ein gutes Stück voraus. Und von Abschluß scheint – zu unserer Freude – nicht die Rede zu sein.

Willy Leygraf

MARGARETE HANNSMANN: **Schaumkraut.** Gedichte mit Holzschnitten von HAP GRIESHABER. Verlag Eremiten-Presse Düsseldorf 1980. 56 Doppelseiten, 4 Holzschnitte. Broschiert mit Schutzumschlag DM 40,-

Die bibliophile Gestaltung (eben ein Druck aus der Tradition der Eremiten-Presse) und die vom Stock gedruckten Holzschnitte Hap Grieshabers wären allein noch kein zureichender Grund, dieses Buch gerade an dieser Stelle zu besprechen. Aber die Inhalte von nicht wenigen der hier abgedruckten Gedichten machen es notwendig. Margarete Hannsmann hat immer wieder erkennen lassen, daß sie dem Gedicht mehr Wirkung zutraut als nur die von «Wohllaut und Gesang» – öffentliche Wirkung nämlich. Und Thema ist dabei immer wieder – wie es in dem Gedicht «Grabsteinsuche für Ernst Bloch» formuliert wird – *Aufrechter Gang / Heimat / Hoffnung / Unentdeckt.* Davon in Gedichten zu reden, gibt es vielerlei Anlässe: das pflanzenvernichtende Gift so gut wie die von Beton zugedeckte Landschaft; aber auch die geistige Heimat, die sich hier mit Namen wie Kleist oder Riemenschneider abstecken läßt, mit Gedichten auch, die überschrieben sind «Hildesheim» oder «Stralsund», «Insel Rügen» oder «Quedlinburg». Im Verbund mit solchen deutlich erkennbaren poetischen Versuchen, sich der noch unentdeckten, der Hoff-

nung Heimat zu nähern, bekommen auch Gedichte von Blumen, vom verirrtten Nachtfalter und von eher dienender als besitzender Liebe einen anderen Stellenwert. Sie machen alle miteinander auf eine besondere Weise nachdenklich, indem sie die Frage nach der Verantwortung stellen. Und dies nicht nur, wenn ganz deutlich unter der Überschrift «Ökologie» zu lesen ist: *Fisch ohne WASSER ohne Fisch / Vogel ohne LUFT ohne Vogel / Holz ohne FEUER ohne Holz / Mensch ohne ERDE ohne Mensch.*  
Willy Leygraf

ADOLF BECK: **Hölderlins Diotima Susette Gontard.** Gedichte – Briefe – Zeugnisse. Insel Verlag Frankfurt 1980. 320 Seiten, 24 Abbildungen. Broschiert

In den 20er Jahren kamen mit dem Band 455 der Insel-Bücherei die Briefe der Diotima an das Licht der Öffentlichkeit. Nicht länger war die schöne, geistreiche Frankfurter Bankiersgattin nur in den Spiegelungen erkennbar, die sie in Hölderlins Dichtung erfuhr und in einigen biografischen Zeugnissen: sie selbst trat an den Tag, wurde faßbar und fand Widerklang bei ungezählten Lesern – und das nicht nur, weil diese Briefe an Hölderlin gerichtet waren und zu dessen «Geschichte» gehörten. Das Interesse an dieser «Geschichte» ist im Laufe der Jahrzehnte nicht geringer geworden, ja manchmal scheint es, als ob das Werk Hölderlins weithin nur noch als Bruch dient, in dem man nach Steinen für das Gebäude dieser «Geschichte» schürft. In bester philologischer Tradition hat Adolf Beck solchem eher spekulativen Umgang mit Dichtung in diesem Band ein Gegenbeispiel gegeben. Die Texte der Diotima-Briefe ergänzt er durch briefliche Äußerungen Hölderlins, durch die Diotima-Gedichte und Zitate aus dem Hyperion, durch eine Fülle von Zeugnissen, in denen die beteiligten Personen, ihre Umgebung, ihre Lebensbedingungen, die Art ihres Umgangs und nicht selten auch Motive ihres Verhaltens erkennbar werden. Und dem allem folgen dann noch Abbildungen zur Veranschaulichung und – bescheiden als «Anhang» bezeichnet – nicht nur die kundigen Erläuterungen des Herausgebers zu jedem einzelnen Text, sondern auch ein sog. Nachwort, das man ohne Übertreibung ein Kabinettstück wissenschaftlicher Essayistik nennen kann. Manche Zusammenhänge und Abläufe der Frankfurter Zeit Hölderlins sieht man neu nach der Lektüre, andere deutlicher und bestimmter. Und zugleich wird jene Grenzlinie markiert, die das «Herausgeben und Erläutern» trennt vom Zurechtbiegen nach mehr oder weniger angemessenen Vorstellungen, Vermutungen und Wünschen!

Willy Leygraf

## Varia

ALBERT MÜHL und KURT SEIDEL: **Die Württembergischen Staatseisenbahnen.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1980 (2. verbesserte und ergänzte Auflage). 312 Seiten, 194 Abbildungen, 20 Tabellen, eine Karte. Leinen DM 88,-  
Man könnte aus Anlaß dieser zweiten Auflage Wort für Wort wiederholen, was Wolfgang Irtenkauf 1971 in dieser

Zeitschrift (S. 45) zum Erscheinen der ersten geschrieben hat: Hinweise auf die Technik- und Territorialgeschichte, die hier im Querschnitt erkennbar werden, auf die technischen Glanzleistungen der Königlich-Württembergischen Staatseisenbahn (K.W.St.E. – Bösartige übersetzten «Kein Württemberger stirbt ehrlich». Oder: «Käsweib steigt ein – kein Wunder stinkt Eisenbahn».) mit dem ersten Gebirgsübergang auf dem Kontinent (der Geislinger Steige), der ersten Elektrifizierung auf deutschem Boden und dem höchstgelegenen Bahnhof Württembergs in Gosheim; oder man könnte auch erneut hinweisen auf die Fülle von Informationen im Text, und vor allem in Abbildungen und Tabellen. – Und man könnte den Hinweis wiederholen, daß nur das Gerät beschrieben wird, nicht jedoch sein Betrieb und schon gar nicht seine Wirkung. Aber die durch das Eisenbahnwesen eingeleiteten Kapitel der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Württembergs bedürfen ja wohl eigener und gesonderter Darstellung.  
Johannes Wallstein

HESSISCHER MUSEUMSVERBAND (Hg): **Museen in Hessen.** Ein Handbuch der öffentlich zugänglichen Museen im Lande Hessen. (Zweite völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage). Verlag Gutenberg Melsungen 1979. 483 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen.

Bei Darmstadt, Frankfurt, Kassel fallen einem eine ganze Reihe von Stichworten zum Thema Museum ein. Aber wer weiß schon, daß es in Weilburg im Kreis Limburg-Weilburg ein Heimat- und Bergbaumuseum gibt, das den Bergbau in Hessen mit dem Schwerpunkt des Lahn-Dill-Gebietes, des Westerwalds und des Vogelbergs dokumentiert? – Mit diesem Verzeichnis im Handschuhfach kann einem zwischen Viernheim und Bad Karlshafen, zwischen Fulda und Lorch kein Museumsangebot entgehen, für das man sich interessiert. Der Charakteristik jedes der in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Museen sind die wichtigsten Daten vorangestellt: Ort, Anschrift, Fernsprecher, Träger, Leiter, Öffnungszeiten und Eintrittsgeld. Die Beschreibung der einzelnen Museen stammt von diesen selbst, damit ist nicht auszuschließen, daß die eine oder andere Relation zwischen den Bewertungen «vor Ort» korrigiert werden muß – das jedoch läßt sich nur bei der praktischen Benützung dieses Führers überprüfen und nicht bei einer Rezension «von auswärts».  
Johannes Wallstein

FRIEDRIKE LUISE LÖFFLER: **Oekonomisches Handbuch für Frauenzimmer.** Erster Band, welcher das Kochbuch enthält. Verlag J. F. Steinkopf Stuttgart 1795 (Neuausgabe 1980). 662 und XXII Seiten. Pappband DM 19,80.

Vor diesem Kochbuch ist zu warnen, eindringlich zu warnen! Diese Warnung richtet sich an Kalorienbewußte wie an Phantasielose, an Schnellkochtopffanatiker, Konservenauwärmer, Adepten der Nouvelle cuisine und an die Anfänger; und auch an solche, die nicht wissen, daß ein gutes Kochbuch mindest so sehr zum Lesen da ist, wie als direkte Arbeitsanweisung. Denn das ist wohl das Letzte, was man mit diesen Rezepten machen sollte: sie einfach so nachkochen, wie sie die Köchin der Stuttgarter Landtags-

kantine (würde man heute sagen) Friederike Luise Löffler gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufgeschrieben hat: Viel zu viel Eier, viel zu viel Rahm, viel zu viel Butter und überhaupt viel zu mächtig. Aber man kann es durchaus versuchen, ihren Anregungen zu folgen und doch etwas weniger habhaft zu kochen; man wird auf jeden Fall keine der beschriebenen kompletten Speisefolgen aus diesen Gerichten zusammenstellen, sondern es jeweils bei einem Gericht belassen. Oder bei einer Folge von Kostproben für liebe Gäste – und die Familie hat dann des längeren mit den erheblichen Resten zu tun. Denn das ist leider eine Voraussetzung des Wohlgeschmacks dieser Küche: der große Topf; wenn man's auch nicht immer so lange kochen, köcheln oder schmurgeln lassen muß, wie's die Löfflerin oft empfiehlt, man braucht meist eine gewisse Menge, sonst bringt man so recht keinen Geschmack an die Sache. Wer also seiner Phantasie nicht traut oder nicht genügend Erfahrungen hat, um diese Rezepte «weiterzudichten», der nehme zum Kochen irgendwelche «Grundrezepte» oder Modisches – und lese das Buch der Löfflerin als Dokument der Kulturgeschichte – auch dabei wird er auf seine Kosten kommen.

Willy Leygraf

## Weitere Titel

HEIMAT UND ARBEIT: **Pforzheim und der Enzkreis**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1980. 2. durchgesehene und verbesserte Auflage. 606 Seiten, 200 zum Teil farbige Tafeln. Leinen DM 49,-

HEIMAT UND ARBEIT: **Der Kreis Lörrach**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1980. 628 Seiten, 196 teils farbige Bildtafeln. Leinen DM 49,-

HANS GEORG ZIER und MANFRED MEHLIG: **Vom Schwarzwald zum Rhein**. Porträt des Kreises Rastatt. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1980. 155 Seiten, 110 Tafeln, davon 18 farbig. Leinen DM 49,-

HELMUT NEUMAIER: **Reformation und Gegenreformation im Bauland** unter besonderer Berücksichtigung der Ritterschaft. (Forschungen aus Württembergisch Franken. Herausgegeben vom Historischen Verein für Württembergisch Franken, dem Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein und dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Band 13.) Selbstverlag des Herausgebers Schwäbisch Hall 1978. 397 Seiten. Broschiert DM 25,-

JÖRN CHRISTIANSEN: **«Die Heimat»**. Analyse einer regionalen Zeitschrift und ihres Umfeldes. (Seminar für Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität Kiel: Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Band 6.) Karl Wachholtz Verlag Neumünster 1980. 199 Seiten. Broschiert DM 30,-

KONRAD KÖSTLIN und HERMANN BAUSINGER (Hg): **Heimat und Identität**. Probleme regionaler Kultur. 22. Deutscher Volkskunde-Kongreß in Kiel 1979. (Seminar für Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität Kiel: Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Band 7.) Karl Wachholtz Verlag Neumünster 1980. 202 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 20,-

DIETHARD H. KLEIN (Hg): **Badisches Hausbuch**. Bilder und Geschichten aus dem alten Baden. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1980. 640 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Efa-lin DM 24,80

DIETHARD H. KLEIN (Hg): **Buch der Lieder und Balladen**. Die schönsten Balladen von Alexis, Arndt, Brecht, Brentano, Bürger, Chamisso, Dahn, Droste-Hülshoff, Fontane, Freiligrath, Geibel, Goethe, Heine, Herder, Liliencron, Meyer, Miegel, Mörike, Platen, Schiller, Schwab, Strachwitz, Strauß und Torney, Uhland u. a. sowie über 50 Balladen-Lieder samt ihrer Melodie. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1980. 640 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Efa-lin DM 24,80

DIETHARD H. KLEIN (Hg): **Auf den Knien meines Herzens**. Klassische deutsche Liebesgeschichten von Auerbach, Brentano, Eichendorff, Fontane, Goethe, Gotthelf, Grillparzer, Grosse, Hebel, Heyse, Hoffmann, Keller, Kleist, Meyer, Mörike, Motte Fouqué, Novalis, Stifter, Storm und Tieck. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1980. 639 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Efa-lin 24,80

DIETHARD H. KLEIN (Hg): **Im Zauberwald der Märchen**. Märchen der Brüder Grimm sowie von Ludwig Bechstein, Clemens von Brentano, Joseph von Eichendorff, Wilhelm Hauff, E.T.A. Hoffmann, Eduard Mörike, Johann Müsäum, Novalis und Ludwig Tieck. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1980. 640 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Efa-lin DM 24,80

DIETHARD H. KLEIN (Hg): **Am Kamin erzählt**. Klassische deutsche Meistererzählungen von Achim von Arnim, Clemens von Brentano, Annette von Droste-Hülshoff, Marie von Ebner-Eschenbach, Joseph von Eichendorff, Theodor Fontane, Johann Wolfgang von Goethe, Paul Heyse, E.T.A. Hoffmann, Gottfried Keller, Heinrich von Kleist, Conrad Ferdinand Meyer, Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, Wilhelm Raabe, Ferdinand von Saar, Friedrich Schiller, Adalbert Stifter, Theodor Storm, Ludwig Tieck. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1980. 640 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Efa-lin DM 24,80.

JENS DRÜCKLER: **Vom Zauber alter Automobile**. Die Frühzeit des Automobilbaus in über 100 Abbildungen. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1980. 80 Seiten. Efa-lin DM 19,80

EDWARD DOLBY: **Vom Zauber alter Eisenbahnen**. Eine kurzgefaßte und kurzweilige Geschichte der Eisenbahn mit rund 100 Abbildungen. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1980. 80 Seiten. Efa-lin DM 19,80

NOEL HAIDLE: **Vom Zauber alter Segelschiffe**. Fünf Jahrtausende Seefahrt unter Segeln, ein kurzgefaßter Überblick mit rund 100 Abbildungen. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1980. 80 Seiten. Efa-lin DM 19,80

HANS-HELMUT SCHAUFLE: **Die Schlacht bei Freiburg im Breisgau 1644**. Verlag Rombach Freiburg 1979. 136 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Karten. Brosch. DM 15,-

MAX BRUECHER: **Freiburg im Breisgau 1945**. Eine Dokumentation. Verlag Rombach Freiburg 1980. 180 Seiten. Broschiert DM 15,-

ERNST HABERSTOCK: **Der Fuchs mit der Zigarre**. Heitere Jagdgeschichten. Illustriert von Artur Vogt und Fritz Fischer. Moritz Schauenburg Verlag Lahr 1975. Herderbücherei Band 794. 127 Seiten. DM 5,90

## Für die Erhaltung der Weißenhof-Siedlung

(sh) Am 9. November 1980 hat Prof. Willi K. Birn, der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, folgenden Brief an den Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel gerichtet: «Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hat heute seine jährliche Mitgliederversammlung im Höhenrestaurant Schönblick gehalten. Nach einer Besichtigung der Weißenhof-Siedlung hat die Mitgliederversammlung folgende Entschließung gefaßt: Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet den Gemeinderat der Stadt Stuttgart, er möge die Weißenhof-Siedlung vom Bund zurückerwerben, um sicherzustellen, daß die Gebäude eine Instandsetzung erfahren, die dem Rang dieses im Jahre 1927 geschaffenen Experiments auf dem Gebiet des Wohnungsbaus entspricht.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND ist gewiß, daß ein Aufruf an die Bürger von Stuttgart die Instandsetzung finanziell zu fördern, nicht ohne Wiederhall bliebe. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND ist bereit, einen seinen Kräften entsprechenden Beitrag zu leisten und die Mitglieder aufzufordern, ein Gleiches zu tun. Mit hochachtungsvollem Gruß . . .»

Zur Erläuterung sei hier auf den Aufsatz verwiesen, mit dem shb-Vorstandsmitglied Gerhart Kilpper sich schon vor Jahren in diesen Blättern (Jg. 1978, Seite 76) «Für die Wiederherstellung der Stuttgarter Weißenhofsiedlung» eingesetzt hat.

Es gibt viele Betroffene, Standpunkte und Argumente in dieser Diskussion. Aber gerade in so schwerwiegenden Fällen sind langwierige Diskussionen hilfreicher als hastige Entscheidungen. Im Falle der Weißenhofsiedlung sollte man sich vor allem auch vor einer Neuauflage jener von Emotionen und Gehässigkeiten bestimmten Polemiken der 20er, 30er Jahre hüten – wie sie etwa in der zornigen Aus-

trittserklärung aufklingen, deren Absender sich als «altes Mitglied und Stuttgarter seit Noah's Zeiten» bezeichnet und weiter schreibt: «Die Siedlung ist weder ein Heimatbild noch ein nützliches Objekt. Sie ist ein Schandfleck und war beim Erstellen der Anlaß für Hohn, Spott und Scham vieler Stuttgarter. Damals haben die Betonierer damit angefangen, den Terror der Drohen über die armen Leut von Stuttgart auszubreiten. Wo ist denn Kultur und «Heimat» an diesen Klötzen? Mit der «Siedlung» begann der Siegeszug der Vandalen nach Stuttgart hinein. Als schlichter Bürger kann ich nur «demokratisch» protestieren d. h. mit dem Knüppel in der Hosentasche. Ich tue dies mit dem Zorn des Abscheus vor jenen, die das alte Stuttgarter Rathaus abgerissen haben, die das Schloß hatten abreißen wollen, die die «Anlagen» ausradiert haben und die den Rosensteinpark zerstören, die es dulden, daß sich in den oberen Anlagen ein Autoparkierplatz des Staatstheaters erhält, und die den Karlsplatz vernichten wollen.»

Nein, Freunde, nicht solche Töne!

Da wollen wir doch lieber demokratisch (ohne Anführungszeichen!) mit Argumenten diskutieren!

Zu einer solchen Diskussion wie erst recht zur Wiederherstellung des architekturgeschichtlichen Denkmals Weißenhofsiedlung braucht man verlässliche Unterlagen. Deshalb werden alle Arten von Dokumenten gesucht, die dazu beitragen können, das ursprüngliche Bild der Siedlung zu rekonstruieren. Da im Krieg die Baupläne und -akten sowie die Fotodokumentation von 1927 verbrannt sind, können vor allem private Fotos, Skizzen oder schriftliche Aufzeichnungen weiterhelfen. Mitteilungen oder Zusendungen von Unterlagen werden erbeten an den Verein «Freunde der Weißenhofsiedlung» (Wispelwald, 7022 Leinfelden-Oberaichen) oder an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES.

## Gefahr für den Hoppenlaufriedhof!

Die Landeshauptstadt Stuttgart besitzt im Hoppenlaufriedhof einen von etwa zehn besonders wertvollen alten historischen Friedhöfen in der Bundesrepublik; deshalb wurden 1961 560 Grabwerke (und damit praktisch der ganze Friedhof) unter Denkmalschutz gestellt und in das Landesverzeichnis für Baudenkmale aufgenommen. Die zuständigen städtischen Ämter (Friedhofamt und Gartenbauamt) haben sich seit Kriegsende erfolgreich bemüht, den Charakter dieses Friedhofes, der uns die Residenz- und Kunstgeschichte von den Zeiten Karl Eugens bis zur Reichsgründung lebendig bewahrt hat, nach Kräften zu hegen und zu pflegen. Seit Jahren wurden die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die Grabmale in einem längeren Zeitraum instand gesetzt und gesichert werden können, nachdem sie in den letzten Jahren zunehmend unter Verkehrs- und Heizungsabgasen gelitten haben.

Aber offenbar zieht eine unverzichtbare denkmalgeschützte Grünfläche von dieser Qualität magisch die Stadtplaner an, wie man jetzt wieder erschreckt an den ausgesteckten Pflöcken im Südtail des Hoppenlaufriedhofs erkennen kann. Für das geplante Kongreßzentrum mit Hotel auf dem angrenzenden ehemaligen Postgelände hatte man zunächst eine geringfügige Fläche in einer Ecke des Friedhofs beansprucht. Die Pflöcke im Friedhof für den neuen Bebauungsplan-Entwurf lassen jedoch Böses ahnen; sie signalisieren einen Eingriff, der den Bestand des Friedhofs an wesentlicher Stelle gefährdet.

Im Hoppenlaufriedhof wurden zwischen 1626 und 1880 mindestens 70 000 Personen in 7000 Grabstätten beerdigt. Obwohl die Belegungspläne beim Brand des Schlosses in Löwentstein 1945 vernichtet wurden, gelang es, die genaue Grablage von fast 3000

Verstorbenen zu ermitteln. Es sind dies meist besonders bekannte Persönlichkeiten, die in der Reichen Vorstadt und der Altstadt wohnten und das politische, geistige und wirtschaftliche Leben der Residenz, des Landes und oft darüber hinaus bestimmten. Nur zwei Namen sollen erkennbar machen, wie sehr dieser Friedhof ein Denkmal der Landesgeschichte ist: In der jetzt ausgepflochten Friedhoffläche ruhen der Dichter und Journalist Schubart mit seinen Familienangehörigen und der Verleger Johann Georg von Cotta, daneben wahrscheinlich Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf, der Verleger Schillers und Goethes!

Ende des letzten Jahrhunderts kam die fixe Idee auf, durch alle älteren Friedhöfe die angrenzenden Straßen zu führen, so hier die Büchsen- und Forststraße. Mit Gegeneingaben verhinderten 1897 die Bürger den Plan. Aber solche «Ideen» waren zählebig. 1902 und 1904 wurden sie – wiederum erfolglos – aufgewärmt. 1912 beschlossen die Bürgerlichen Kollegien (Gemeinderat und Bürgerausschuß) einen 10 m breiten Fahrweg durch den Friedhof zu führen. Der Bund für Heimatschutz (der Vorgänger des heutigen SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES) sammelte zahlreiche Unterschriften dagegen. Die Einsprüche des Ortsausschusses Stuttgart, des Württ. Landesausschusses für Natur- und Heimatschutz und des Landeskonservatoriums vom September 1912 und die vielen Proteste der Bürger hatten Erfolg: Die Straßenpläne wurden endgültig ad acta gelegt. 1952 und später wurden wieder Beschneidungspläne erörtert. Damals schrieb Professor Dr. Hans Schwenkel, zu der Zeit Leiter der Württ. Landesstelle für Naturschutz- und Landschaftspflege: «Die Bedürfnisse der Gegenwart müssen sich bei planerischen Maßnahmen an die Gegebenheit des Hoppenlaufriedhofs anpassen, nicht umgekehrt. Jegliche Inanspruchnahme der Friedhoffläche muß daher abgelehnt werden, ganz besonders für den Südteil.» Auch damals wurden weitergehende größere Eingriffe unterlassen.

Man kann nur sehr eindringlich davor warnen, den Hoppenlaufriedhof,

dieses Kleinod Stuttgarts, in Teilen oder in seiner Gesamtheit immer wieder in Frage zu stellen.

Hermann Ziegler

## Schwäbischer Heimatbund zum Hoppenlaufriedhof

Der Vorstand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES hat in seiner Sitzung am 10. Dezember 1980 über die Gefahr diskutiert, die erneut dem Hoppenlaufriedhof droht. In dieser Diskussion fanden die vorstehend abgedruckten Ausführungen von Hermann Ziegler die volle Zustimmung des Vorstands, der die Ansicht bekräftigte, ein Kulturdenkmal so hohen Ranges, die Gräber so vieler für die Landesgeschichte bedeutsamer Personen und Familien dürften gar nicht erst zur Diskussion oder gar zur Disposition gestellt werden.

Außerdem legt der Vorstand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES wert darauf, noch einmal auf die Bedeutung des Hoppenlaufriedhofs als innerstädtische Grünfläche und als wesentliches atmosphärisches Element der Landeshauptstadt hinzuweisen: Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hat schon vor Jahren zum Hoppenlaufriedhof seine Meinung geäußert, als für das Max Kade-Haus und für die Bundesgartenschau in den Bestand eingegriffen wurde.

Diese Frage wird jetzt mit dem Bau des Kongreßzentrums wieder aktuell. Obgleich erfreulicherweise die Parteien in letzter Zeit sehr nachdrücklich für die Erhaltung des Friedhofes eingetreten sind, sieht sich der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND erneut verpflichtet, sich dazu zu äußern.

Der Wert des Freiraumes Hoppenlaufriedhof als Erholungs- und Regenerationsfläche der Innenstadt ist im Grunde genommen unbestritten. Daher sollte auch der kleinste Eingriff vermieden werden.

Es gibt aber auch weitere Gründe, die jeden Eingriff verbieten sollten, z. B. die Blickbeziehung vom Hauptweg über das Tor und dem baubestanden Platz zur Liederhalle. Der nun beabsichtigte Eingriff würde eine Verengung dieser Blickverbindung nach sich ziehen, wodurch der Zu-

sammenhang Liederhalle und Friedhof nicht mehr gegeben wäre; ein Zurückweichen der Neubebauung hinter die Mauer würde dagegen diesen Zusammenhang bestehen lassen.

In diesem Zusammenhang müssen wir auch unsere Befürchtung zum Ausdruck bringen, daß der Baumbestand zwischen Liederhalle, Hoppenlaufriedhof, Max Kade-Haus und geplantem Kongreßzentrum wegen der geplanten Tiefgarage nicht gehalten werden kann. Diese Bäume sind jedoch für die gesamte Atmosphäre des Platzbereiches und der Gebäude – insbesondere der bestehenden Liederhalle – sehr bestimmend.

Ein drittes Problem sehen wir darin, daß die im nördlichen Bereich unmittelbar am Friedhof geplanten Gebäude höher werden sollen als die weiter zurückliegenden. Wir befürchten daher eine zu starke Einengung des Hoppenlaufriedhofes und bitten daher, zu prüfen, ob die Staffelung nicht so gewählt werden kann, daß die höheren Bereiche in den hinteren Teil des Grundstückes verschoben werden.

## Aus dem Tagebuch der Hammerschmiede Gröningen

Ende Juli 1980: Frau Hebel schließt mit ihren Helfern den ersten Teil der Inventarisierung und der Reinigung der Fertigprodukte im Verkaufsraum ab. Die Entrostungsarbeiten werden unter der Anleitung des pensionierten Oberlokkführers Maaß aus Crailsheim durchgeführt.

August 1980: Die über 70jährigen Mühlenbauer Müller und Fritz aus dem Rottal bauen in mühsamer Arbeit das vermorschte und zusammengebrochene Mühlrad aus, zerlegen es in einzelne Teile, um es in der Werkstatt völlig zu erneuern.

Das abgegangene Turbinenhäuschen wird im Rohbau wieder errichtet. Die Rekonstruktion wurde anhand alter Pläne und eines Fotos aus Großvaters Zeit ermöglicht.

Die Schmiedemeister Ströbel aus Blaufelden und Zanzinger aus Crailsheim-Triensbach übernehmen das Reinigen und Wiederingangbringen

der in der Schmiedewerkstatt befindlichen Maschinen.

September 1980: Die Vormauerung des Fundamentes der Schmiede einschließlich der Isolierung und Anbringung einer Sickerung bewährt sich bei den ersten starken Regenfällen. Der Schmiederaum trocknet langsam aus.

Die ausgetretene Haustreppe wird mit einheimischem Muschelkalk erneuert.

Bei einer genauen Untersuchung der eichenen Welle, welche die Schwanzhämmer antrieb, stellt sich heraus, daß sie im Innern morsch ist. Sie würde der Belastung einer Wiederinbetriebnahme des Hammerwerkes mit Sicherheit nicht mehr standhalten. Eine böse Überraschung. Wo findet sich eine mehrjährig gelagerte Eiche von über 8 m Länge und 1 m Durchmesser ohne Wachstumsfehler? Die Mühlenbauer Fritz und Müller machen nach langem Suchen eine geeignete Eiche ausfindig und nehmen sich um deren Bearbeitung an. Ein Glück, daß noch ein Zimmermann lebt, der bei der Herstellung der nun auszumusternden Welle mitgewirkt hat! Die alte Welle wird zersägt und ins Freie geschafft, der eigens zu diesem Zweck vorgesehene Wanddurchbruch in der Schmiedewerkstatt wird freigelegt, im Wege stehende Maschinen werden weggerückt.

Untersuchungen für eine ausreichende Versorgung der Hammer Schmiede mit Trinkwasser werden eingeleitet. Die Schüttung der vorhandenen Quelle reicht auf die Dauer nicht aus. Kann an eine beim Bau der Autobahnbrücke über die Gronach zur Versorgung der Baustelle gelegte Wasserleitung angeschlossen werden oder muß eine Leitung bis zur Ortschaft Gröningen verlegt werden?

Oktober 1980: Im Hauptgebäude werden sämtliche Fenster durch neue ersetzt. Der alte, weitgehend lose Putz wird abgeschlagen. Der im oberen Teil verwitterte Schornstein wird instand gesetzt.

Das eingesunkene und löchrige Dach auf dem Stall- und Scheunengebäude wird neu eingedeckt.

Die Firma Schaeff + Stallmann aus Rügland schließt die Reparatur der Turbine aus der Schmiedewerkstatt

ab. Die Firma Voith, Crailsheim, teilt mit, daß die vom Turbinenhäuschen stammende Turbine zum großen Teil ein Opfer des Rostes geworden sei. Die nicht mehr verwendbaren Teile müßten neu hergestellt werden.

Die eingegangenen Spenden sind von mehreren ursprünglich nicht vorgesehenen Erneuerungsarbeiten (neue Wasserversorgung, Erneuerung der Welle, Trockenlegung des Schmiedegebäudes) voll verbraucht. Weitere Spenden werden dringend benötigt! (Vgl. Heft 4/1980, S. 310.)

Nach wie vor erfreulich ist die Hilfsbereitschaft, die der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND überall findet: Architekt Mönch aus Crailsheim macht die Erneuerung der Hammerschmiede zu seinem persönlichen Anliegen. Bürgermeister Hommel, Satteldorf, und Ortsvorsteher Seng, Gröningen, wissen bei fast allen Schwierigkeiten Rat und Hilfe. Das Ehepaar Bartelme hilft trotz gesundheitlicher Sorgen selbstlos aus. Es erträgt geduldig die mit dem Umbau verbundenen Belästigungen.

## Endgültiges Aus für Rottweiler Saline?

Wie schnell sich doch die Zeiten ändern: Vor zehn Jahren noch Spitzhakensanierung um jeden Preis – und heute reißen sich die Leute darum, alte, denkmalwerte Gebäude zu kaufen, um sie wiederherzustellen . . . Gemach, gemacht! Das Beispiel der Rottweiler Saline «Wilhelmshall» zeigt, daß man die Dinge differenzierter sehen muß:

Im Jahre 1969 hat Walter Kittel – damals Vorsitzender des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, heute dessen Ehrenmitglied – in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT mit einem geradezu klassischen Aufsatz zum Thema Industrie-Architektur die Rottweiler Saline gewürdigt und dabei vorweggenommen, was viele amtliche Denkmalpfleger erst nach einer ganzen Reihe von Jahren bewußt in den Umkreis ihrer Interessen und Zuständigkeiten aufgenommen haben: die Bewertung industrieller Ensembles als Kulturdenkmale. Walter Kittels Lobgesang auf die Rottweiler Saline wurde ein

Abgesang: Schon im Jahr darauf stimmte der Denkmalrat dem Teilabbruch zu – und das hieß, wie man heute weiß, der Zerstörung. Einer der charakteristischen Solebehälter wurde gerettet, indem man ihn nach Bad Dür rheim versetzte und dort als Narren- und Fasnetmuseum nutzte; die Sudhäuser verschwanden, der Rest blieb dem schnellen Verfall des Unbeachteten überlassen. Damals sah man keinen gangbaren Ausweg: Die amtliche Denkmalpflege hatte nicht ausreichende Kompetenzen noch Geld, die Rottweiler Bürger nicht genügend Geschichts- und Denkmalbewußtsein (oder nicht genügend Phantasie, um sich eine angemessene Nutzung der Gesamtanlage vorstellen zu können). Mit den Worten des damaligen Tübinger Regierungspräsidenten Willi K. Birn: «. . . wir waren in einer Zwangslage. Dem Drängen der Stadt Rottweil, die auf diesem Gelände gewerbliche Anlagen hatte errichten wollen, hatte das Land Baden-Württemberg als Eigentümer der Anlage längst nachgegeben. Die Oberfinanzdirektion Stuttgart hat damals erklärt, sie würde die Anlage verfallen lassen, wenn der Abriß nicht gestattet werde. So kam es zu dem Kompromiß.»

Wenn man bedenkt, mit welchem Maß an – vorsichtig formuliert – Selbstbewußtsein die staatliche Liegenschaftsverwaltung sich unlängst der von ihr unterhaltenen Kulturdenkmale zur eigenlobenden Selbstdarstellung bedient hat, kann man nur mit Bitterkeit an die damalige Haltung des Salinen-Eigentümers zurückdenken! Zurückdenken? Nein: denn jetzt droht auch den letzten Resten der Rottweiler Saline der Untergang oder bestenfalls teilweise die Umsetzung an irgendeinen anderen Ort! Und das trotz der 1970 ganz anders gegebenen Versicherungen: «Es war aber der erklärte Wille aller Beteiligten, daß wenigstens der verbleibende Rest als Erinnerung an das alte Baudenkmal stehen bleiben solle.» So erinnert sich Prof. Willi K. Birn heute. Und er fügt hinzu: «Es wäre schändlich, wenn auch an diesem Überbleibsel noch genagt werden sollte.» Und da ist denn nichts mehr hinzuzufügen!

Willy Leygraf

# Karawane Studien-Reisen

**Karawane-Studien-Reisen sind  
erstklassige Studien-Reisen vom  
Spezialisten**

Karawane Studien-Reisen gibt es seit 30 Jahren. Mehr als 2500 Reisen haben wir bis heute durchgeführt. Sie reisen in kleinen Gruppen (Gruppengröße ca. 20 bis max. 32 Personen) und mit Reisegästen, welche die gleichen Interessen haben. Unsere rechtzeitige und sorgfältige Planung und Organisation bis ins Detail macht für Sie das Reisen mit **Karawane** noch wertvoller und erlebnisreicher.

## Unsere Übersichts-Programme 1981

**sind erschienen. Wir senden Ihnen  
unsere Programme gerne zu.**



**Programme und Verlagsverzeichnisse,  
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:**

Büro für Länder- und Völkerkunde  
7140 Ludwigsburg · Friedrichstr. 167 · Ruf (071 41) 83026

# Greiner - Stuben

Im Hindenburgbau

Das neue Restaurant am Hauptbahnhof  
mit 6 gemütlichen Stuben.

z. B.



Viel Holz, viele Nischen,  
viele Fenster – kurz:  
Stubencharakter.



12 Plätze. Die Wände voller  
»Greiner«-Raritäten.



Zu Ehren der vielen  
Stuttgarter Puppenbühnen.



Unser Geheimtip.  
Sozusagen unser Kabinett.



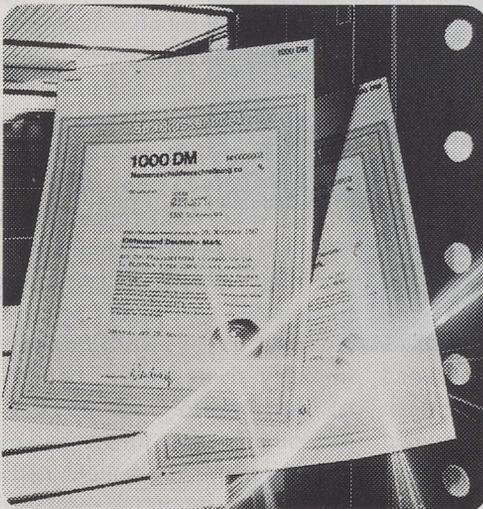
130 Plätze.  
An der Fußgängerzone  
Stuttgarts.  
A Wirtschäftle.



Schmiedeeisen, Rundbögen,  
Balkendecken, Bauern-  
möbel. 50 rustikale,  
gemütliche Plätze.

**Arnulf-Klett-Platz 1. 7 Stuttgart 1 Mitte  
Telefon (07 11) 29 51 21.**

## „Daß unsere Sparkassenbriefe die meistgekauften Sparbriefe sind...“



Hellmut S.,  
Sparkassen-Geldberater

... das muß einen Grund haben. (Vielleicht sogar mehrere!) Sparkassenbriefe haben nun mal eine Menge Vorteile für Geldanleger. Gute Zinsen, garantiert für die ganze Laufzeit. Sie sind risikolos, weil nicht von Spekulationen abhängig. Für größere und kleinere Sparbeträge gleich gut geeignet.

- Und nicht zuletzt: Sparkassenbriefe sind ein hauseigenes Wertpapier der Sparkasse. Da weiß man, was man hat und wer dahintersteht.

Was sonst noch? Das sagt Ihnen am besten Ihr Sparkassen-Geldberater. Reden Sie doch einfach mal mit ihm. Über Sparkassenbriefe.

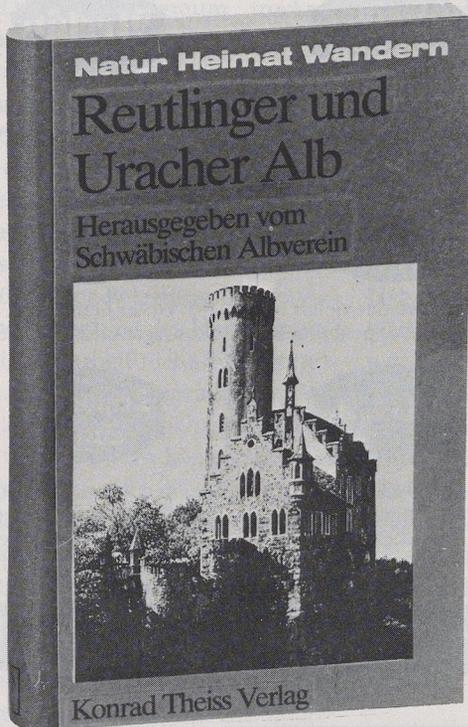
**Der Sparkassen-Geldberater: unser Mann für Ihr gutes Geld.**



wenn's um Geld geht

# Sparkasse

# Neu in der heimatkundlichen Wanderreihe Natur-Heimat-Wandern



## Reutlinger und Uracher Alb

Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein e.V. 216 Seiten, zahlreiche Zeichnungen sowie eine vierfarbige Wanderkarte, flexibler Plastikeinband DM 19,80. Aus dem Inhalt: Bau der Landschaft von Magda Ziegler / Von der Pflanzen- und Tierwelt und ihrem Schutz von Helmut Ilg / Städte, ihre Geschichte und Bauten von Paul Schwarz / 50 Rundwanderungen, zwölf Streckenwanderungen, zwei Rundfahrten von Friedrich Herrmann / Sehenswürdigkeiten, Aussichtstürme, Wanderheime von Heinz Wolpert / Wandern auf Ski und sportlicher Langlauf von Hans-Ulrich Sieber.

**In Ulm und um Ulm herum**  
Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein e.V. 256 S. mit 54 Zeichnungen und eine ausführliche, farbige Wanderkarte. Flexibler Plastikeinband. DM 19,80.

## Schurwald - Esslingen - Filder

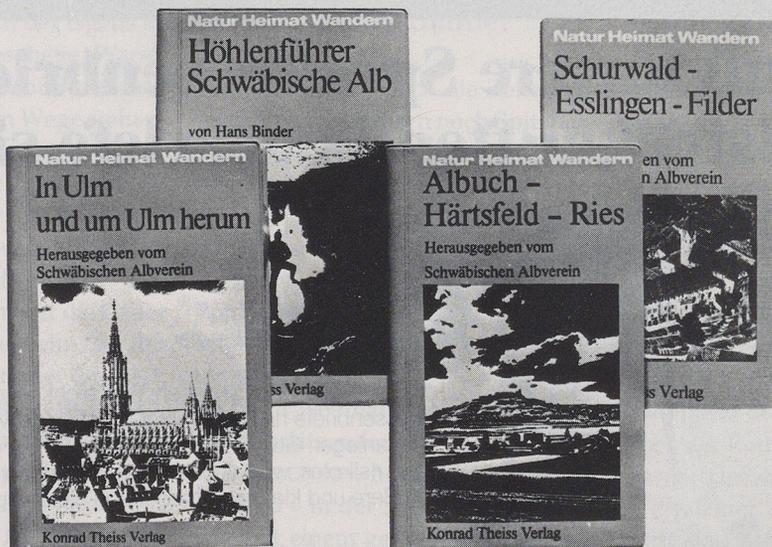
Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein e.V. 176 Seiten mit 50 Abbildungen und Kartenskizzen. Kt. DM 12,-.

## Hans Binder Höhlenführer Schwäbische Alb

Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein e.V. 200 Seiten mit 33 Zeichnungen und Kartenskizzen und mit 32 Kunstdrucktafeln, davon 8 farbig. Flexibler Plastikeinband DM 19,80.

## Albuch - Härtsfeld - Ries

Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein e.V. Reihe Natur - Heimat - Wandern. 192 Seiten, zahlreiche Zeichnungen sowie eine vierfarbige Wanderkarte. Flexibler Plastikeinband DM 19,80.



Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart  
Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1

## Römische Badeanlage in Heidenheim entdeckt

Seit Mitte Mai 1980 ist die Abteilung Bodendenkmalpflege des Denkmalamts Baden-Württemberg damit beschäftigt, in Heidenheim an der Brenz Teile einer umfangreichen römischen Badeanlage freizulegen. Die Grabung wurde notwendig, da auf dem bisher nie bebauten Grundstück entlang der Theodor-Heuss-Straße eine neue zentrale Knotenvermittlungsstelle der Deutschen Bundespost errichtet werden sollte. Da auf dem angrenzenden Grundstück bereits im Jahr 1911 eine römische Heizanlage aufgedeckt und ausgegraben worden war und da weiterhin 1929 auf demselben Areal römische Mauerzüge untersucht werden konnten, stand es außer Frage, daß man auf dem nunmehr zur Bebauung heranstehenden Gelände «fündig» werden würde. In dem vom Regierungspräsidium Stuttgart genehmigten Baugesuch wurde der Hochbauverwaltung der Oberpostdirektion Stuttgart daher folgerichtig die Auflage erteilt, vor Baubeginn archäologische Untersuchungen auf dem Gelände zuzulassen.

Bereits nach Abheben einer verhältnismäßig wenig mächtigen Erdschicht zeichneten sich die Umrisse eines großen steinernen Gebäudes ab, die unschwer als der beheizte Teil einer römischen Badeanlage zu identifizieren waren. In mehreren Räumen des Gebäudes sind die gut erhaltenen Steinpfeiler der Fußbodenheizung zu erkennen, an manchen Stellen ist sogar der darüber gelegte Estrichfußboden noch einwandfrei erhalten. Mit dem Fortgang der Ausgrabungsarbeiten wurde mehr und mehr der hervorragende Zustand der Anlage deutlich. Die bis zu 1,5 m hohen Mauern stehen noch vollkommen im Lot, der Mörtelverband ist nirgendwo ernsthaft beschädigt, an manchen Stellen der Außenmauern ist sogar noch der ursprüngliche Verputz erhalten. Besonders bemerkenswert ist die fast vollständige Bewahrung der gewölbten Heizkanäle. Bis Mitte August ließ der Ausgrabungsbefund eine ziemlich genaue Vorstellung über die einstige Ver-

wendung der freigelegten Bauteile zu. Einem etwa 17 x 11 m großen Caldarium, also einem Warmbaderaum, war nach Westen ein weiterer, apsisförmiger Raum angefügt, dessen Außenmauern durch Stützpfeiler verstärkt waren. Nördlich des Warmbads stieß man auf weitere beheizbare Räume, die als Laubad (Tepidarium) und Schwitzbad (Sudatorium) Verwendung fanden. Bei diesen kleineren Räumen ist teilweise noch der originale Estrich-Fußboden über den aus Tonplatten aufgeschichteten Hypocaust-Säulchen erhalten. Weitere freigelegte Gebäudereste mit teilweise später veränderter Raumeinteilung runden das Bild der Gesamtanlage ab.

Im Laufe der Ausgrabungsarbeiten stieß man auf ältere römische Siedlungsbefunde, die die Annahme erhärten, daß am Platz des Bades ursprünglich ein Erde-Holz-Kastell angelegt war, das der um das Jahr 85 n. Chr. von der Donau an die Brenz verlegten Ala Secunda Flavia bis zur Fertigstellung des unmittelbar benachbarten und an vielen Stellen nachgewiesenen Steinkastells als Kaserne diente. Südlich und östlich dieser bedeutenden militärischen Station entwickelte sich nach und nach eine Zivilsiedlung, deren Mittelpunkt das jetzt teilweise freigelegte Badgebäude war. Dieser Zivilsiedlung kam höchstwahrscheinlich die Funktion eines zentralen Verwaltungsmittelpunkts, einer Civitas, zu.

Die Ausgrabung auf dem Badgelände förderte aber auch frühmittelalterliche Siedlungsreste in Form von Pfostenlöchern, Mauerzügen und einen Brunnen ans Tageslicht. Damit bietet die Ausgrabungsstelle einen hervorragenden Einblick in die frühe Besiedlungsgeschichte Heidenheims.

All diese Tatsachen veranlaßten das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, den Ruinen des Heidenheimer Römerbads den Status eines Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung nach § 12 Denkmalschutzgesetz zu geben. Damit wurde gleichzeitig die Erhaltung und Konservierung der Anlage gefordert, was selbstverständlich auf den Widerspruch der Oberpostdirektion Stuttgart stieß, die begreiflicherweise an

der Verwirklichung ihres Bauvorhabens stark interessiert ist. Andererseits unterstützen sowohl Stadt und Landkreis Heidenheim als auch der in der Angelegenheit sehr aktive Heimat- und Altertumsverein Heidenheim die Forderung der Denkmalpflege auf Erhaltung und Konservierung der Badruinen, und es steht zu hoffen, daß der Bau der von der Bundespost geplanten Knotenvermittlungsstelle auf einem anderen Grundstück verwirklicht werden kann.

M. Akermann

## Heimatkunde gehört zur Grundbildung! (II)

(sh) Im letzten Heft des Jahrgangs 1980 druckte die SCHWÄBISCHE HEIMAT auf Seite 310 den Text eines Briefes ab, den der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Prof. Willi K. Birn, an den Minister für Kultus und Sport Gerhard Mayer-Vorfelder gerichtet hatte. In diesem Brief wurde die dringende Bitte vorgetragen und begründet, «die Heimatkunde in den Schulunterricht wieder einzuführen und dafür zu sorgen, daß die Lehrer entsprechend ausgebildet und fortgebildet werden».

Der Minister ließ antworten.

Wir lassen hier den Text des Schreibens aus dem Ministerium folgen: «Sehr geehrter Herr Professor Birn, für Ihr freundliches Schreiben, in dem Sie auf ein wichtiges Anliegen in der Grundschule hinweisen, dankt Ihnen Herr Minister bestens. In seinem Auftrag möchte ich zu dem von Ihnen angesprochenen ehemaligen Heimatkundeunterricht und der Erhaltung des Heimatprinzips in der Grundschule eingehen.

Das Ministerium für Kultus und Sport ist nach wie vor darauf bedacht, trotz Einführung der neuen Fachbezeichnung «Sachunterricht» im neuen Bildungsplan der Grundschule die heimatkundlichen Inhalte gerade in diesem Schulbereich zu erhalten. So wird beispielsweise in der Zielangabe des Lehrplans für den Sachunterricht der heimatkundliche Gedanke ausdrücklich herausgestellt. Außerdem befaßt sich der Erfahrungs- und Handlungsbereich «Umwelt» in die-

sem Lehrplan mit den geschichtlich-kulturellen sowie mit den sozial- und wirtschaftsgeographischen Aspekten der heimatlichen Gegebenheit. Zur Vertiefung dieses Aspektes wurden auch bereits Lehrbücher über einzelne heimatliche Regionen publiziert, zum Beispiel: «Stuttgart, die Stadt, in der wir leben» Hrsg. von Finkbeiner, Mayer, Messerschmidt, Stuttgart, Klett-Verlag 1972. – «LÖ» Kennzeichen LÖ (Lörrach) von Jürgen Nebel, Hans-Jörg Noe, gedacht f. d. Sachunterricht, 3. u. 4. Kl., Verlag Waldemar Lutz, Lörrach. – «Der Rhein-Neckarkreis» Hrsg. Hasfeld, Schnader u. a.

Es ist darüber hinaus ein Anliegen des Ministeriums für Kultus und Sport, bei der anstehenden Revision der Lehrpläne den heimatkundlichen Gedanken gerade im Sachunterricht noch stärker herauszuarbeiten.

Wir hoffen, daß wir durch diese Hinweise Ihren Anregungen entgegenkommen.

Mit freundlichen Grüßen

auch im Auftrag des Herrn Ministers . . . »

## Rätoromanische Gesellschaft Stuttgart

(RRG) Die noch heute in verschiedenen Alpentälern lebendige rätoromanische Sprache und Kultur geht auf die vulgärlateinisch sprechende ehemalige römische Provinz Rätien (Raetia) zurück, die ihrerseits während der ersten drei Jahrhunderte nach der Zeitwende u. a. auch weit in den heutigen schwäbisch-alemannischen Kulturraum hineinreichte, wo heute noch zahlreiche Spuren dieser Kultur zu finden sind. Die seit Oktober 1977 bestehende «Rätoromanische Gesellschaft Stuttgart», die einzige dieser Art im ganzen Bundesgebiet, macht sich zur Aufgabe, die rätoromanische Sprache und Kultur in regelmäßigen Veranstaltungen aktiv zu pflegen (Sprachkurse für Anfänger und Fortgeschrittene nach modernen didaktischen Methoden, Literatur, Poesie, aktives Liedsingen, Brauchtum, sprachwissenschaftliche und allgemein kulturelle Vorträge u. a.). Durch den engen Kontakt mit der ro-

manistischen Abteilung der Universität Stuttgart, dem Schweizer Konsulat in Stuttgart und den sprachlich-kulturell ausgerichteten Vereinigungen auf rätoromanischem Boden ist ein entsprechendes Niveau gewährleistet, und zwar sowohl in der Sprachpflege wie auch in den Beziehungen zu den um die Erhaltung ihrer Kultur bemühten Rätoromanen. Nähere Auskunft erteilt: Max Kettner, Ludwig-Hofer-Straße 25, D 7000 Stuttgart 1, Tel. (07 11) 25 16 21.

## Neue Ankäufe im Pfrunger Ried

(sh) Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hat im November 1980 durch weitere Grundstücksankäufe im Pfrunger Ried sein Eigentum in diesem wertvollen Naturschutzgebiet vergrößert. Neben dem Federseeried und dem Wurzacher Ried ist das Pfrunger Ried eines der schönsten oberschwäbischen Moorgebiete. Der zunehmenden Zerstörung des Streuwiesen-Randgebietes wird durch solche Ankäufe entgegengewirkt. Bei den neuesten Erwerbungen handelt es sich um Streuwiesen auf Gemarkung Pfrungen und Wilhelmsdorf in der Größe von 52 a 75 qm sowie um ein Gehölz in der Größe von 62 a 95 qm in den Unteren Gemeindewiesen auf Gemarkung Pfrungen.

Übrigens: Am Pfingstsonntag 1981 führt eine Exkursion des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES in das Pfrunger Ried, diese Exkursion leitet Forstamtmann Lothar Zier, der Betreuer des Besitzes des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES im Pfrunger Ried.

## Rettung alter Apfelsorten

Die einstige Vielfalt alter Obstsorten ist der Mechanisierung und Rationalisierung zum Opfer gefallen. Ein beschränktes Standardsortiment beherrscht den Markt, die alten Sorten drohen langsam auszusterben und sind nicht einmal mehr in Baumschulen erhältlich.

Im Rahmen des Projektes HORTULUS wird der Versuch unternom-

men, von jener Vielfalt zu retten, was zu retten ist. Auf einem geeigneten Gelände am Niederrhein ist zunächst eine Sammlung alter Apfelsorten im Aufbau.

Wer über Apfelbäume solcher gefährdeten Sorten verfügt – ganz gleich, ob er den Sortennamen kennt oder ob er nur weiß, daß es sich um eine heute nicht mehr gebräuchliche Sorte handelt – ist herzlich eingeladen, an dieser Sammlung mitzuwirken. Dazu genügt es, daß uns gegen Mitte Februar zwei oder drei junge Reiser, etwa 30 cm lang, in feuchtes Zeitungspapier eingewickelt, zugesandt werden, wenn möglich unter Angabe des Sortennamens, sonst mit Angabe der Eigenschaften.

Das Projekt wird von einer privaten Stiftung getragen, es sind keinerlei gewerbliche Absichten damit verbunden. Die Sammlung steht später jedem Interessierten zur Verfügung. Wer durch die Lieferung von Reisern zu dem Projekt beiträgt, wird über dessen weiteren Fortgang informiert. Kontaktadresse: Hortulus. Sekretariat: J. Dahl, Am Eichenkamp 1, 4150 Krefeld.

## Mitgliederwerbung 1980

Jedes neugewonnene Mitglied hilft dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben. Jede Werbung eines neuen Mitglieds ist doppelte Hilfe! Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben.

1980 haben den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND durch Werbung neuer Mitglieder gefördert:

6 Mitglieder warb: Willy Leygraf, Reutlingen. 5 Mitglieder warben: Helmut Erkert, Backnang – Maria Heitland, Tübingen.

3 Mitglieder warben: Prof. Willi K. Birn, Tübingen – Hans Fuchs, Heilbronn/N. – Albert Mühleisen, Stuttgart 50 – Dr. Siegmund Neumann, Esslingen – Fritz Oechsler, Stuttgart 1 – Max Philippin, Leonberg – Reg.-Dir. Albert Rothmund, Schwäb. Hall – Paul Zorn, Leutkirch.

# Wertvolles muß man schützen!



Die Silberdistel steht unter Naturschutz. Sie finden sie auf Heiden, Weiden oder auf trockenem, steinigem Boden. Die Silberdistel ist selten und wertvoll geworden.

Wertvoll ist auch unser Leben und das unserer Kinder. Daneben sind uns Hab und Gut, Auto, Heim und Haus kostbar geworden. Wir können uns nicht vor den Gefahren schützen, die das alles bedrohen – wohl aber vor den finanziellen Folgen.

Ein Fachmann der Württembergischen in Ihrer Nähe berät Sie gern über Ihren ganz persönlichen Versicherungsschutz.

Sprechen Sie mit ihm!



## Württembergische Versicherungen

Württembergische Feuerversicherung AG, Postfach 60, 7000 Stuttgart 1

Curt Mayer,  
**Münzen und Medaillen der Fürstpropstei Ellwangen**  
116 Seiten mit 196 teils farbigen Münzfotos und 36 weiteren farbigen Abbildungen. Leinen mit farbigem Schutzumschlag. DM 58,-  
Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart und Aalen

## Esslingen am Neckar – sympathisch und sehenswert

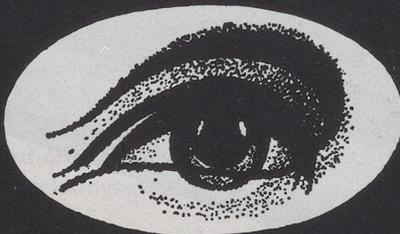


Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhafte City.

**Information:**  
Kultur- und Freizeitamt/Stadtinformation, 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Telefon (0711) 3512-441/645.

## Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65



## BRILLEN Contact-Linsen

Optiker

## PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

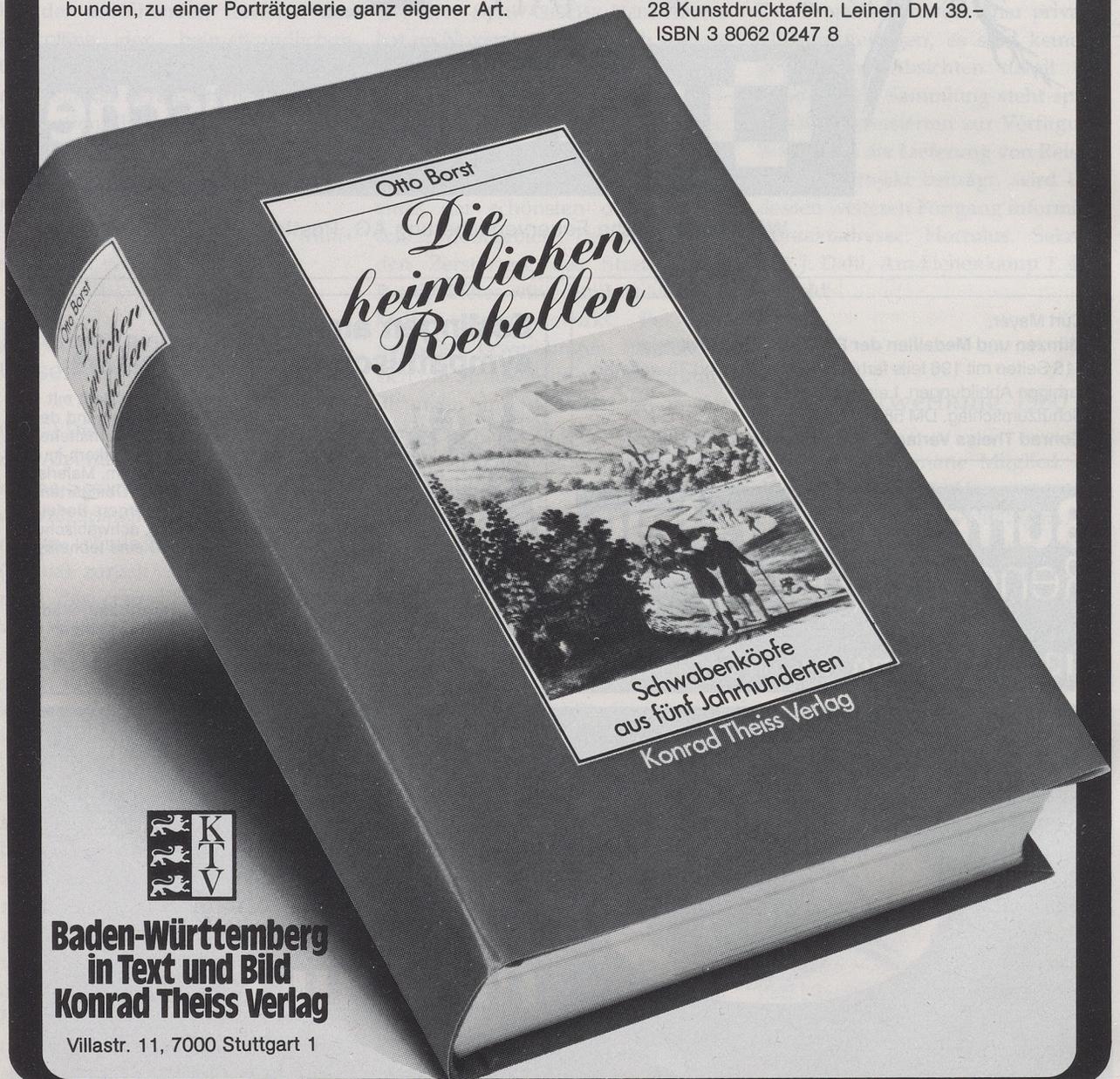
# Neuerscheinung: Otto Borst Die heimlichen Rebellen

Dies Buch löst den »schwäbischen Geist« aus seinen Klischees und zeigt das andere Württemberg, das bislang vergessene oder mit Fleiß retuschierte, das Geburtsland der heimlichen Rebellen, die sich, jeder auf seine Art, um eine bessere Heimstatt des Menschen in dieser Welt bemühten. Großes und Kleines, Privates und Politisches, Menschliches und Allzumenschliches ist hier zu einem Strauß von 20 Biographien zusammengebunden, zu einer Porträtgalerie ganz eigener Art.

Das Buch ist der lebendige Weg durch eine unheimlich farbige und facettenreiche Geisteslandschaft. Es erzählt von Ideen, die Geschichte machten und von Anfechtungen und Niederlagen, vom Widerstand und von der schöpferisch-siegreichen Stunde des Menschen.

#### Die heimlichen Rebellen

Schwabenhäupter aus fünf Jahrhunderten. 452 S. mit 28 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 39.- ISBN 3 8062 0247 8



**Baden-Württemberg  
in Text und Bild  
Konrad Theiss Verlag**

Villastr. 11, 7000 Stuttgart 1

2 Mitglieder warben: Dr. Dr. Rudolf Bütterlin, Münsingen – Kurt Dieter, Tübingen – Fritz Frey, Eislingen/F. – Else Fromlet, Stuttgart 75 – Dr. Hedwig Heiland, Stuttgart 1 – Alfred Hilt, Stuttgart 75 – Hermann Krieg, Weiler der Stadt – Dirk Kottke, Ammerbuch 1 – Frida Nirk, Stuttgart 1 – Dr. Axel Nuber, Schwäb. Gmünd – Gertrud Osswald, Schorndorf – Dr. Oswald Rathfelder, Stuttgart 1 – Helga Schöneborn, Stuttgart 1 – Dr. Hugo Wieland, Neubulach – Dr. Irmgard Zipperlen, Tübingen – Ursula Zöllner, Tübingen.

1 Mitglied warben: Manfred Aker-  
mann, Heidenheim – Hans Alexander, Stuttgart 80 – Lieselotte u. Erwin Baun, Stuttgart 70 – Else Bayer, Ulm/D. – Albert Binkele, Ludwigs-  
burg 10 – Lotte Böss, Tübingen – Franz Bopp, Schramberg – Erhard Bracke, Wendlingen – Dr. Lore Braun, Winnenden – Jürgen Bruck-  
lacher, Tübingen – Ewald Conradt, Sindelfingen – Fritz Decker, Mo-  
chenwangen – Veronika v. Dobro-  
goiski, Stuttgart 80 – Ulrich Essig,  
Schwieberdingen – Bernhard Frey,  
Berkheim – Luise Gallus, Ludwigs-  
burg – Helene Ganzenmüller, Bietig-  
heim – Prof. Dr. Hans Geiger, Stutt-  
gart 70 – Wolfram Gestrinch, Heiligen-  
berg-Steigen – Elfriede Hahn, Heil-  
bronn/N. – Erika Hammer, Stuttgart 1  
– Gerhard Haug, Kirchheim – Dr.  
Winfried Hecht, Rottweil – Kurt Hek-  
kel, Stuttgart 31 – Dr. Helmut Her-  
mann, Denkendorf – Manfred Hil-  
senbeck, Blaustein – Dr. Ruth Hirsch-  
burger, Stuttgart 30 – Hugo Humm-  
ler, Riedlingen – Karl Igel, Ulm/D. –

Dr. Wolfgang Irtenkauf, Ditzingen –  
Lore Kärcher, Stuttgart 1 – Anneliese  
Kazenmaier, Fellbach – Karl Kiesin-  
ger, Dornstetten-Hallwangen – Bau-  
dir. a. D. Walter Kittel, Stuttgart 70 –  
Charlotte Klein, Ditzingen – Imma-  
nuel Kling, Beuren – Dr. Ehrenfried  
Kluckert, Ammerbuch-Reusten –  
Martin Koch, Filderstadt 3 – Heinz  
Krebs, Nagold – Werner König,  
Stuttgart 61 – Christine Köstlin,  
Stuttgart 1 – Gertrud Krüger, Gien-  
gen/Br. – Waltraud Kühnel, Stuttgart  
70 – Gertrud Langheck, Reutlingen –  
Liesel Laun, Stuttgart 1 – Marianne  
Lindenberg, Stuttgart 1 – Lina Lud-  
wig, Schwäb. Hall – Gisela Mauch,  
Adelberg – Helga Mayer, Kirch-  
heim/T. – Hilde Mayer-List, Stuttgart  
1 – Ilse Mollenkopf, Stuttgart 1 – Hans  
Mussel, Korntal-Münchingen 1 – Die-  
ter Münz, Metzingen – Otto Neher,  
Stuttgart 50 – Dr. Josef Nolte, Tübin-  
gen 5 – Friedrich Noblé, Stuttgart 70 –  
Erna Ohl, Stuttgart 40 – Else Popp,  
Aalen – Elisabeth Remppis, Weil-  
heim/T. – Martha Ruderer, Weingar-  
ten – Elisabeth Rühland, Backnang –  
Annemarie Seitz, Stuttgart 70 – Dr.  
Wilfried Setzler, Tübingen – Helene  
Schäfer, Stuttgart 1 – Ellen Schleidt,  
Stuttgart 60 – Fanny Schlenker, Geis-  
lingen/Steige – Wilhelm Schmid,  
Stuttgart 50 – Karl-Heinz Schnait-  
mann, Weinstadt – Benigna Schön-  
hagen, Tübingen – Karl Schöttle,  
Stuttgart 50 – Eleonore Schreiber,  
Leinfelden-Echterdingen – Wilhelm  
Schreiber, Stuttgart 1 – Harald Schu-  
kraft, Stuttgart 1 – Rudolf Schweitzer,  
Weingarten – Johanna Staub, Fell-  
bach – Elise Staudacher, Heil-

bronn/N. – Dr. Dorothee Todenhöfer,  
Tübingen – Trudl Traub, Stuttgart 1 –  
Anni Urban-Reck, Stuttgart 1 – Prof.  
Joachim Veil, Stuttgart 80 – Liesel  
Voigt, Stuttgart 70 – Hertha Wagner,  
Ulm/D. – Eugen Wallrauch, Korntal –  
Lydia Warth, Stuttgart 60 – Ulrich  
Weible, Isny – Emilie Weller, Stutt-  
gart 75 – Prof. Dr. Fritz Weller, Ra-  
vensburg – A. Wendel, Künzelsau –  
Gertrud Zehender, Stuttgart 1.

Unter den Mitgliedern, die im letzten  
Jahr dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND  
neue Mitglieder gewonnen haben,  
wurden auch in diesem Jahr wieder  
die ausgesetzten Preise verlost:

Gutscheine, die für die Teilnahme an  
Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN  
HEIMATBUNDES oder beim Einkauf  
von Büchern eingelöst werden kön-  
nen: je einer zu DM 250,-, DM 150,-  
und DM 125,-, sieben zu DM 25,-.  
Außerdem: 60 wertvolle Bücher. (Die  
glücklichen Gewinner haben ihre  
Preise inzwischen erhalten.)

Unterstützen Sie bitte auch weiterhin  
durch Werbung neuer Mitglieder die  
Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMAT-  
BUNDES für unsere Heimat! Auch im  
Jahre 1981 werden wir wieder eine  
Reihe wertvoller Preise für die Verlo-  
sung unter all denen bereitstellen, die  
dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND  
neue Mitglieder gewonnen haben.

Jede einzelne Werbung gilt als ein  
Los, zehnfache Werbung bedeutet  
zehn Lose – und damit zehnfache  
Chance. Auch wer eine Patenschaft  
für ein Mitglied übernommen hat  
oder übernimmt, hat im ersten Jahr  
dieser Patenschaft das Recht, an die-  
ser Verlosung teilzunehmen.

## Veranstaltungen und Studienfahrten

**Mittwoch, 4. März 1981, 19.30 Uhr**  
Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

**Prof. Dr. Erwin Rutte, Würzburg:**

**Der Schwäbische Lindwurm  
und andere Riesentiere**

Aussagen zur Entwicklungsgeschichte  
Vortrag mit Farbdias

### Studienfahrten

In Heft 4/1980 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT wurden die

Studienfahrten 1981 angezeigt. Nachfolgend werden 3  
zusätzliche Studienfahrten angeboten. Anmeldungen  
werden in der gewohnten Form erbeten. (Siehe Heft  
4/1980, Seite 322)

Anmeldungen für die Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN  
HEIMATBUNDES können auch noch in den folgenden Mo-  
naten erfolgen. Die Geschäftsstelle gibt gerne Auskunft  
über Teilnahmemöglichkeiten.

**Änderungen** und Erweiterungen des Veranstaltungspro-  
gramms werden von Heft zu Heft in der SCHWÄBISCHEN  
HEIMAT unter **sh aktuell** mitgeteilt.

## 5 B

### Wien

#### Reiche Vergangenheit und glänzende Gegenwart

**Führung: Dr. Wilfried Setzler**

**Dienstag, 21. April bis Samstag, 25. April 1981**

**Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 201,-

Umkämpfte Grenzstation des Reiches, Bastion gegen die Türken, Zentrum des Römischen Reiches Deutscher Nation, glänzender Mittelpunkt der k. u. K. Monarchie, Hauptstadt Österreichs sind Stationen in der Geschichte Wiens. Doch beinhalten diese Schlagworte weit mehr als lokale, stadtgeschichtliche Ereignisse: sie stehen stellvertretend für ein Stück deutscher, ja europäischer Geschichte. Dies soll an konkreten Beispielen verdeutlicht werden: Stephansdom, Karlskirche, Augustinerkirche, Kapuzinerkirche mit der Kaisergruft, die Hofburg mit ihrer unermesslichen Schatzkammer (Reichskrone und sonstige Reichsinsignien, Orden vom Goldenen Vlies).

## 17 B

### Die Provence

#### und ihre Beziehung zum deutschen Südwesten

**Führung: Dr. Wilfried Setzler**

**Samstag, 6. Juni bis Sonntag, 14. Juni 1981**

**Abfahrt: 6.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 350,-

1. Tag: Stuttgart – Vienne (oder Lyon)
2. Tag: Vienne – Valence – Orange («einer der besten erhaltenen Theaterbauten der röm. Welt») – Avignon
- 3.–7. Tag: Avignon (Standquartier): Fontaine-de-Vaucluse (Petrarca! im übrigen auch landschaftlich äußerst reizvoll) – Senanque (Reichsabtei) – Vaison-la-Romaine – Pont-du-Gard («das bekannteste Monument röm. Ingenieurbaukunst in Frankreich») – Nîmes (Maison Carrée, Kathedrale) – Aigues-Mortes (Ausgang des Kreuzzuges 1248 mit Ludwig dem Heiligen und Karl von Anjou, Tour de Constance – Symbol der südfranz. Protestanten) – Tarascon – St. Gilles («großartigste Portalanlage des romanisch-christlichen Abendlandes») – Arles (fiel 1032 an den dt. König; 1178 wurde hier Barbarossa zum König der Provence gekrönt, wie nach ihm 1365 Karl IV.) – Montmajour (Abtei, Nekropole) – Les Baux (Minnesänger, Liebeshof) – St. Remy (Julier-Kenotaph) – Silvacane (Abtei) – Aix-en-Provence
8. Tag: Avignon – Genf
9. Tag: Genf – Stuttgart

Nicht nur für die höfische Dichtung, die in der Stauferzeit einen Höhepunkt erlebte, war die provenzalische höfische Kultur Anstoß und Vorbild; auf vielerlei Gebieten kam der ehemaligen römischen Provinz (daher der Name) Gallia Narbonensis eine Vermittlerrolle mit dem Norden zu. Für die politische Geschichte war wichtig, daß die Provence bis zum Untergang der Staufer fester Bestandteil des deutschen Kaiserreichs war. In der nachstauferischen Zeit ist Avignon für Jahrhunderte der Sitz der Päpste: den einen der Mittelpunkt der Welt, das neue Rom, den anderen das alte Babylon.

Darüber hinaus zählt die Provence zu den landschaftlich schönsten Gegenden Europas.

Die Exkursion möchte mit dem Schwerpunkt auf der Stauferzeit der über zweitausendjährigen Geschichte und Kultur dieses Landes nachgehen, dabei aber die einzigartige Landschaft und die Menschen nicht vergessen.

## 26 B

### Juden am oberen Neckar

**Führung: Dr. Wilfried Setzler**

**Sonntag, 5. Juli 1981**

**Abfahrt: 8.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 25,-

Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Nordstetten – Dettensee – Rexingen – Horb – Haigerloch

Keine Minderheit ist über Jahrhunderte hinweg so angefeindet, verleumdet, unterdrückt, verfolgt, verjagt, gehetzt worden wie die Juden. Ein typisches Beispiel ist die Geschichte der Juden am oberen Neckar in den vergangenen drei Jahrhunderten. Als Schutzjuden angesiedelt, gelang ihnen im 19. Jahrhundert die Emanzipation, die rechtlich fixierte Gleichstellung mit den Christen. Doch noch im selben Jahrhundert begann sich ein rassistischer Antisemitismus zu entwickeln, der seinen schrecklichen Höhepunkt in der Ermordung, Verschleppung oder Verbannung aller Juden durch den Nationalsozialismus fand. Am oberen Neckar sind die Zeugnisse jüdischer Mitbewohner und deren Religion (Synagogen, Friedhöfe, Straßenzüge) vergleichsweise reichlich, wengleich auch hier manches der Kristallnacht oder anderen Machenschaften zum Opfer fiel.

## Terminänderung:

### 24

#### Barock in Baden-Württemberg:

**Bruchsal 1981**

**Führung: Dr. Volker Himmelein**

**statt Mittwoch, 24. Juni 1981:**

**24 A: Samstag, 4. Juli 1981**

**24 B: Mittwoch, 8. Juli 1981**

**24 C: Mittwoch, 2. September 1981**

**Abfahrt jeweils: 12.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Wegen Beschränkung der Teilnehmerzahlen bitte einen Ersatztermin angeben!

### 37

#### Biberacher Tage 1981

**(mit Jahreshauptversammlung 1981)**

**Samstag, 3. Oktober bis Sonntag, 4. Oktober 1981**

Fahrtkosten: Stuttgart – Biberach – Stuttgart: DM 25,-  
Vielfalt und Reiz der ehemaligen freien Reichsstadt Biberach und ihres Umlandes bestimmen das Programm dieser Tage. Einzelheiten werden im nächsten Heft der SCHWABISCHEN HEIMAT mitgeteilt.

Hotelunterkünfte vermittelt das Verkehrsamt, Theaterstraße 6, 7950 Biberach.